

„aus der Zeit gefallen“

Editorial

Nun liegt bereits die vierte jährliche Sondernummer seit 2010 in unserer langjährigen Reihe „Literarisches Österreich“ vor. Nach der Festschrift ist das nun das dritte Themenheft in Folge.

Dank der Unterstützung der Subventionsgeber der öffentlichen Hand, der Literaturabteilungen des BMUKK und der MA 7 der Stadt Wien konnten diese Hefte herausgebracht werden und wir hoffen, dass die Reihe auch weiterhin in dieser Weise fortgesetzt werden kann.

Die Beiträge dafür waren und sind sowohl von Mitgliedern als auch von Autorinnen und Autoren, die nicht Mitglieder des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes sind, willkommen.

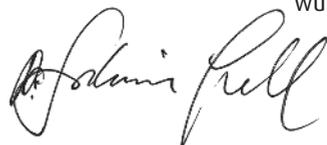
Zum diesjährigen Thema: „aus der Zeit gefallen“ gab es die bisher meisten Einsendungen und wir freuen uns über das umfangreiche Interesse an unserer Publikation. Da das Quantum der Beiträge äußeren Sachzwängen unterliegt, konnten jedoch leider so manche bemerkenswerte Beiträge nicht berücksichtigt werden.

Der Zeit, einer Dimension des Seins, kann sich wohl kaum jemand entziehen, wie groß auch die individuellen Unterschiede zwischen subjektiver und objektiver Wahrnehmung sein mögen.

Der Zeit aber gelegentlich, gleichsam zentrifugal bewegt, abhanden kommen ist – schmerzlich oder lustvoll – allgemein nachvollziehbar. Und dennoch ist die faszinierende Vielfalt der Aspekte dieses Themas, wie sie im vorliegenden Heft zu sehen und zu lesen ist, überraschend.

Die eigenständigen und einigen Texten zugeordneten Grafiken stellen in diesem Themenheft ein besonderes Gestaltungselement dar.

Einen impulsreichen Lesegenuss
wünscht



Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall

Vorsitzende des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Vorwort

„aus der Zeit gefallen“

Obwohl das diesjährige Thema schwieriger als die Themen der Vorjahre zu sein schien, haben uns zahlreiche Beiträge erreicht, und zwar doppelt so viele, als aufgenommen werden konnten. Lyrik und Prosa halten einander annähernd die Waage. Vertreten sind unsere Mitglieder ebenso wie Autoren außerhalb unseres Verbandes. Da wir auch diesmal die Seitenanzahl der Publikation nicht überschreiten dürfen, musste die Jury nach viel Überlegung eine Auswahl treffen und sich oft schweren Herzens von einer Anzahl von Texten trennen.

Anregend für die Autoren waren die sich aus dem Thema ergebenden Situationen, in denen der Gleichschritt der Zeit als außer Kraft gesetzt empfunden wird. Aus der Zeit fällt, was sich dem Verfließen widersetzt, was lebendig bleibt und nichts von seiner Intensität verliert, wie viele Jahre auch vergehen mögen. Ausnahmezustände wie Angst, Bedrohung und Verlusterlebnisse wurden beschrieben, auch Unwahrscheinliches, Unfassbares und das Eintauchen in eine andere Welt, in die eines fremden Menschen oder eines Kindes oder in eine andere Zeit. Träume und das Verschwimmen der Grenze zu Realität, Abschiede und Wiederbegegnungen wurden thematisiert.

Innerhalb der thematischen Facetten lässt sich eine Tendenz, ein leichter Ausschlag der Kompassnadel in Richtung Krankheit, Hilflosigkeit und ausgeliefert sein erkennen. Doch die Fülle der Assoziationen, die „aus der Zeit gefallen“ auslöste und ihre literarische Verarbeitung ergeben eine interessante Lektüre. Geschichten werden erzählt, Betrachtungen angestellt, in Gedichten Zeiterlebnisse fokussiert. Immer wieder kann man ganz allgemein sagen, dass die Literatur für den Leser ein Schlaraffenland ist, in dem es niemals Mangel geben wird und in dem er immer etwas für ihn Gewinnbringendes finden kann. Den Schreibenden sei daher für ihre größeren und kleineren Beiträge gedankt, mit denen sie die Fülle aufrechterhalten.

Dr.ⁱⁿ Elisabeth Schawerda
Stellvertretende Vorsitzende des
Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Inhalt	Seite
Editorial	2
Vorwort	3
Inhaltsverzeichnis	4
Karl Lubomirski	6
	Vertreib sie nicht
	Privat
	Sokrates Tod
Ilse Tielsch	Zwanzig Minuten 7
Roswitha Schmit	Vierzehn 10
Klara Köttner-Benigni	Zur frühen Zeit 11
Gerhard Altmann	Alles ist still 12
	Rovinj 22. 7. 2012
	Ich falle aus der zeit und schau mir zu
Elfriede Bruckmeier	Zeit und Ewigkeit 13
Dieter Ebel	Die Strickerin 15
Ilse Brem	Entfremdete Zeit 17
	Wartezeit 18
Etela Farkašová	(Nachdichtung von Ilse Brem) 19
	Inmitten der Zeitlosigkeit
	Winterpartitur
	Ungültige Zeit 20
	Intervall auf dem Zeitbogen
Margarethe Herzele	Bierlyrik. 21
Susanne Ayoub	Die Fassade 23
Helmut Pacholik	Kindheit im Hinterland 25
Erich Sedlak	Rückkehr 28
Sanja Abramović	sommer im nachklang 30
Liesbeth Haddad-Kirchl	aus der Zeit gefallen 31
C. H. Huber	ein tag. eine nacht. 32
Brigitte Meissel	Wir haben alle Zeit – in unserer Zeit – mehr gibt es nicht 34
Manfred Chobot	Künstler-Altersheim 36
Hilde Langthaler	Es regnet 37
Hilde Schmölzer	Wenn ich durch die Straßen gehe. 39
Martin Stankowski	Abstand. Jetzt. 41
Gregor M. Lepka	Morgen 43
	Augenstern
	Perspektivenwechsel
Rudolf Kraus	lebendiges bild mit tod allgegenwärtig 44
Brigitte Pixner	Die Panorama-Wand 45
Lennart von Corvey	Zeiträume mit dem Tod 47

Christine Vetter	zugzwang 49
Edith Sommer	einst war ich pflanze 51
Eva Kittelmann	Ich bin ausgegangen ... 52
Monika Vasik	Wenn 54
Christa Maria Till	Die Lukasbrüder 57
Klaus Haberl	Filzarbeiten 59
Alfred Warnes	Das angestrenzte Suchen 60
	Nach der Brunnenvergiftung
	Zorn als Kraft und Gefahr
	Das Mostholen 61
Elfriede Haslehner	Für die Jungen gibt es 62
	In da Pension
Otto Hans Ressler	Die letzte Offenbarung 64
Michael Stradal	Die kluge Frau des Mathematikers 67
Ilse Pauls	Lobpreis im Tanz 69
Christa Scheiwein	Townships 70
Josef Wagner	Es grüßt der Nolaner 71
Walther Menhardt	Ich lebte im Bewusstsein der gezählten Zeit. 73
Robert Müller	Zeit 75
Hahnrei Wolf Käfer	Tiez 78
Wolfgang Brunsch	Nicht-Sonett 80
Susanne Moser-Zweymüller	Ich erkenne dich 81
Karl Plepelits	Begegnung im Mondschein 82
Herbert Jan Janschka	Damals 84
Franz Sefelin	aus der Zeit gefallen 85
Helmuth A. Niederle	Die Unzeit 86
Klaus Knoll	Mittendrin 88
Annemarie Moser	Eine kalte Wut 89
Heide Loisel	das Licht im Dunkel 92
Ines Oppitz	aus. zeit. ruf ... 93
Kurt F. Svatek	Eine falsche Seite 94
Johannes Diethart	Barbara, bitte zahlen! 95
Sylvia Zwettler-Otte	Die Zeitschaukel 99
Karl Lubomirski	Leben 101
	Wanderer
	Nur
Kurzbiographien	102
Impressum	110
7 Paraphasen zu „aus der Zeit gefallen“	
– Graphiken/Titel von Margaretha Herzele	Seite 9, 40, 59, 63, 72, 91, 98

Karl Lubomirski

Vertreib sie nicht,

die hingeählten Tage,
den Sand im Stundenglas,
der deine Bahre deckt.
Das Licht,
das dich am Morgen weckt
und so weit herkam
dich
zu suchen.
Vertreib sie nicht,
die Morgen Reste.

Privat

wenn ich dann
 allein bin,
und keiner schaut mir zu,
schüttel ich die Urne,
und das Rieseln deiner Asche
bist noch immer
du.

Sokrates Tod

Sokrates lag
auf seinem Stuhl mehr
 als er saß,
die Marmorliden
schwer geschlossen.
Vor dem Hause wuchs
 die Menge
und noch mehr
die Stille.

Ilse Tielsch

Zwanzig Minuten

ZENTRALRÖNTGEN steht auf der Tür. In der Kabine wird alles Metallische abgelegt, keine Halskette, keine Uhr, keine Münzen in der Tasche, keine Metallteile im Körper (Zahnbrücken, die sich nicht entfernen lassen, müssen notgedrungen geduldet werden, das Goldkettchen nimmt mir die Assistentin vom Hals. Der Arzt spritzt ein Kontrastmittel in die Vene. Die Einstiche sind von den Infusionen, nicht etwa von Rauschgift, sage ich schüchtern.

Das haben wir auch nicht angenommen, sagt der Arzt und lächelt. Was weiß man schon, sage ich. Da haben Sie recht, sagt der Arzt, was weiß man schon heutzutage. Die Nadel bleibt in der Vene, ich bekomme eine Glasphiole in die Hand. Sie wissen, wie das vor sich geht? sagt die Assistentin. Ja, sage ich, habe es aber in Wahrheit vergessen, schäme mich, zuzugeben, daß ich es vergessen habe, daß ich nicht mehr weiß, wie das damals, vor Jahren, abgelaufen ist, darf mir aussuchen, ob ich die Schuhe ausziehen oder anbehalten will, ziehe die Schuhe aus, lege mich brav auf den Tisch, bekomme zwei gelbe Pfropfen, die ich mir in die Ohren stecken soll, Oropax, sagt die Assistentin und lächelt. Alle lächeln, ich soll ganz ruhig sein, ich soll nicht auf die Idee kommen, daß etwas mit mir gemacht werden wird, was ich nicht will.

Die Röhre ist hinter mir, ich sehe sie noch nicht, trotzdem steigt ein Verdacht in mir hoch, als die Assistentin sagt: Es wird nämlich sehr laut, wissen Sie?

Hoffentlich muß ich nicht in die Röhre, denke ich, da schieben sie mich schon hinein. Jetzt wird's eng, sagt die Assistentin.

Ich habe klaustrophobische Zustände in Aufzügen, trachte immer danach, nicht allein fahren zu müssen, habe Angst davor, mit dem Aufzug abzustürzen, steckenzubleiben, im Aufzug eingeschlossen zu sein, nicht mehr aus dem Aufzug herauszukönnen, keine Luft mehr zu bekommen, nicht mehr atmen zu können, zu ersticken. Das schlimmste sind die Träume, in denen ich im Aufzug aufwärtsfahre, die Maschinerie, die ihn bremsen soll, versagt, ich weiß, daß ich an der Decke des Schachtes mitsamt dem Aufzug zerquetscht sein werde, obwohl das unsinnige Vorstellungen sind, so etwas kommt angeblich niemals vor. Jetzt stecke ich in dieser Röhre, bin von den Wänden der Röhre umgeben, in sie eingeschlossen, habe einen Gummiball in der Hand, den ich drücken soll, wenn etwas passiert, was soll denn passieren, sage ich mutig zur Assistentin, noch ehe sie mich in die Röhre einbringen, irgend etwas halt, sagt die Assistentin, wenn sie sich nicht wohl fühlen zum Beispiel.

Ich fühle mich nicht wohl, ich werde einen klaustrophobischen Anfall bekommen, ich will aus der Röhre heraus, ich habe das dringende Bedürfnis, den Ball zu drücken, weiß aber gleichzeitig, daß ich das nicht tun werde. Ich darf es nicht tun.

Ich muß die Augen zumachen, denke ich, damit ich diese engen Wände nicht sehe und mache die Augen zu, ich muß an etwas anderes denken, denke ich, damit ich die Röhre vergesse, aber an was.

Zwanzig Minuten etwa wird es dauern, hat die Assistentin lächelnd gesagt. Nur zwanzig Minuten, sage ich mir, was sind schon zwanzig Minuten, aber eine einzige Minute kann so lang wie eine Ewigkeit sein.

Sekundenlang ist es ganz still. Es sind lange Sekunden, vielleicht sind es sogar Minuten, ich habe mein Zeitgefühl völlig verloren. Dann, plötzlich, ein lang anhaltender, dumpf vibrierender Dauerton, ein Brummtton, der mich erschreckt, ich bin nicht darauf gefasst gewesen, er dringt durch das Oropax in meine Ohren, ich muß mich an ihn gewöhnen, kaum habe ich mich halbwegs gewöhnt, setzt er aus. Nach einer winzigen Pause ein zweiter Ton, ebenso dumpf, jetzt in einer anderen Tonlage, dann folgt ein dritter, ein vierter, kaum gemildert durch die Oropaxpfropfen, wie muß es erst ohne sie sein, dann wieder eine Pause, an die ich mich auch nicht gewöhnen darf, denn jetzt folgen andere Geräusche. Bilder drängen sich auf, jemand schlägt mit einem Hammer gegen Metall. Es sind regelmäßige Schläge, ein Schmied schmiedet auf seinem Ambos ein Metallstück zurecht, ein Kupferschmied hämmert auf einem Kessel herum, ein Hammerschlag folgt auf den anderen, das Metallstück vibriert, der Kessel klingt nach, ich sehe den Schmied und den Ambos, ich sehe den Kupferschmied und den Kessel, ich versuche mich wiederum zu gewöhnen, da tritt wieder Stille ein, nein, still ist es nicht, da ist ein Glucksen, ein Plätschern, ich kenne diese Geräusche, ich kenne sie gut, es sind Geräusche, wie man sie unter Wasser vernimmt, wenn man in einem Schwimmbecken taucht, es sind eindeutig Wassergeräusche, ich bin unter Wasser mitsamt der Röhre, sie haben die Röhre ins Wasser geschoben, ich bin von grünem, glucksendem Wasser umgeben, das Wasser wird in die Röhre eindringen, ich werde ertrinken, obwohl ich eine so gute Schwimmerin bin. Wer holt mich heraus!

Ich bin schon eine Ewigkeit unter Wasser, das Wasser ist grün, das Wasser schaukelt mich sanft, ich könnte mich an dieses Schaukeln gewöhnen, da klopft jemand an, er klopft an die Röhre, er setzt eine Bohrmaschine an, er will ein Loch in die Wand der Röhre bohren, die Röhre ist aus sehr hartem Material, es gibt nicht nach. Das Bohren setzt aus, es wird wieder angeklopft, die Röhrenwand klingt wie meine Haustür, warum klopft jemand an meine Haustür, wir haben doch eine Klingel, das Bohren setzt wieder ein, mein Nachbar bohrt Löcher in die Wand seines Wintergartens, obwohl das verboten ist, er müßte uns um Erlaubnis fragen, die Wand gehört zu unserem Haus, er fragt aber nicht, er bohrt auch Löcher in den Plafond, er bohrt ein Loch in meinen Schädel, das Bohren setzt wieder aus, die Wassergeräusche kommen wieder, die Brummtöne kommen wieder, die Brummtöne vibrieren, die Röhrenwände vibrieren, das Ohropax hilft dagegen sehr wenig, beinahe nichts, meine Ohren vibrieren, mein Kopf vibriert, der Ball in meiner Hand vibriert, ich will ihn drücken und drücke ihn nicht.

Das Wasser gluckert. Der Kupferschmied hämmert. Der Schmied haut mit dem Hammer. Das Eisen klingt nach. Ich würde gerne an etwas anderes denken, es fällt mir nichts ein. Ich öffne die Augen, ich sehe die Wände der Röhre, sie sind weiß, sie sind eng, ich erschrecke vor dieser Enge, ich weiß, daß ich nicht entkommen kann, ich weiß, daß ich jetzt gleich einen klaustrophobischen Anfall bekommen werde, ich werde in Panik

geraten, ich werde gegen die Wände der Röhre schlagen, der Lift wird sich nicht mehr abstellen lassen, der Notknopf wird nicht funktionieren, ich werde mit dem Lift immer weiter nach oben fahren, so weit, bis er nicht mehr weiterkann, die Maschinerie wird die Liftkabine mit ungeheurer Gewalt gegen die Betondecke des Schachtes drücken, ich werde mit der Liftkabine zerquetscht werden, was dann von mir übrig sein wird, wird mit den Trümmern der Liftkabine in den Schacht fallen.

Die Röhre gleitet sanft aus dem Schacht.

Die zwanzig Minuten sind um, sagt die Assistentin und lächelt. Den Befund, sagt sie, bekommen Sie am Donnerstag.



*Aus der Zeit geflüchten -
diesem mehrspitzigen Ungeheuer*

(Kohlezeichnung)

Roswitha Schmit**Vierzehn**

Alina öffnet die Tür, muffige Luft schlägt uns entgegen. Die alte Frau sitzt auf ihrem Bett in der Nische. *Bună seara*. Wir setzen uns zu ihr. Sie schlägt die Decke zurück, dreht sich uns zu, streckt die Beine unter dem braungemusterten Kittel hervor. Sie sind angeschwollen, die Haut schimmert gelblich. Sie jammert.

Inimă, denke ich und frage Alina. Nein, sagt sie, nicht das Herz. Sie blättert in meinem Wörterbuch. Es ist die Leber. Hepatitis.

Die alte Frau sagt ein paar Worte zu Alina, deutet zum Tisch hinüber. Alina steht auf, holt eine Schachtel. Gemeinsam kramen sie zwischen Tuben und Tablettenpackungen. Alina, die früher in einer Apotheke gearbeitet hat, liest in den Beipackzetteln. Schließlich holt sie eine Karte mit eingeschweißten weißen Pillen hervor, drückt eine davon heraus und reicht sie der alten Frau mit einem Glas Wasser. Die richtet sich auf, schluckt und trinkt nach.

Dann redet sie auf Alina ein, ihre Worte stürzen hervor. Viel hat sich aufgestaut über die Stunden, über die Tage des Alleinseins. Endlich eine, die zuhört! Ich verstehe kaum ein Wort, beobachte die Frau. Die Jahre haben sich ihr eingeschrieben in tiefen Kerben, haben ihren Körper verformt und seine Farben ausgebleicht. Sie trägt, wie alle, ein Kopftuch, das nur den grauen Haaransatz freilässt. Darunter das Gesicht, die welke Haut, die wasserhellen Augen, der Blick, in dem der Schmerz nistet.

Paisprezece, höre ich aus dem Gespräch heraus, immer wieder *paisprezece*. Vierzehn. Was meint sie? Sie zeigt auf das Bild an der Wand, ich schaue hinüber. Eine Schwarzweiß-Fotografie. In einem Garten ein Mädchen. Die Augen der Greisin suchen das junge Gesicht. Ihr Gesicht. *Paisprezece*, sagt sie leise. Anmutig der Körper der Jungen. Kein Lächeln. Die Haare fallen ihr weit über die Schultern. Sie steht einfach da. Allein. Ein Mädchen, ganz bei sich selbst.

Das Fenster spiegelt sich im Glas des Bildes, ich stehe auf, trete näher, will das Foto genau sehen. Nach einer Weile pendelt mein Blick zwischen den beiden Gesichtern hin und her, dem jungen und dem alten. Irgendetwas muss noch da sein, denke ich, trägt sie nicht immer noch das Mädchen in sich?

Sie schweigt, schaut herüber, schaut mich an. Mein Interesse scheint sie zu überraschen, gefällt ihr. *Paisprezece*, sagt sie noch einmal, diesmal zu mir. Ich nicke, spüre im Klang ihrer Stimme die Wehmut, die Trauer über das unwiederbringlich Zurückgelassene. Un erreichbar der Garten von damals. Nur das Zimmer mit dem Bett ist geblieben. Und das Bild an der Wand.

Klara Köttner-Benigni**Zur frühen Zeit**

Gilt auch für ihn
was Rilke schrieb,
daß jetzt allein bleibt
wer es noch ist?
Nur Briefe schreibt er nicht
der einsame Vogel,
der mit gewaltigem Flügelschlag
zielbewußt
über mein Haus zieht.
Seine Botschaft
ist in Schweigen gefaßt
und ist doch so beredt,
daß die Einzige
im dichten Gezweig
sie hört
und erzittert.

Gerhard Altmann

Alles ist still.

Der Wind gelegt, sein Laderaum leer. Wolken als stehende Schiffe im Meer des Himmels. Die Menschen sind stumme Fische, die schweigen mit offenem Mund. Im Licht ist alles gefroren, ich bewege mich in diesem Bild. Ich gehe über den Teich und ersteige die Luftstufen. Dass ein Kind meine Hand nimmt und sagt: Sie ist kalt, höre ich nicht.

rovinj, 22. 7. 2012

abends

die wolken bauen für die dunkelheit

vor

die wellen des meeres setzen sich in der luft fort

vermischen stern- und mondlicht

der mond verschimmelt im löschpapier

schrieb rené vor jahrzehnten

die nadeln tarnen sich als regentropfen

& der pinienhimmel schenkt mir

ein zeitlos

Ich falle aus der zeit und schau mir zu

Beim kreislaufen

Ich atme hoch

Ich atme tief

Der regen wäscht mich bis auf

Den grund des lebens suche ich

Ich falle aus der welt

Auf weißteweiße felder

Schriftlings

Stab ich buch

Zwischen den zeilen der weingärten

Elfriede Bruckmeier**Zeit und Ewigkeit**

Die Mutter:

Gestern sind wir mit der Bahn nach Wien gefahren! Vom Westbahnhof aus fahren wir mit der Straßenbahnlinie 58 die Mariahilfer Straße hinunter. Wir steigen immer vorne beim Fahrer ein, denn ich beobachte so gerne, wie er die Kurbel dreht und mit dem Fuß die Klingel betätigt „Bim, bim!“ Und wenn ich an den Hausfassaden hinaufschau, sehe ich verschiedene Steinfiguren auf den Dächern. Auch der alte Westbahnhof hatte solche Figuren auf dem Dach, die sind bei den Bombenangriffen 1945 alle heruntergefallen. Aber das können Sie ja nicht wissen, Sie sind ja noch ein junger Mensch.

Bei der Barnabiten-gasse steigen wir aus, weil sich dort der Modosalon Zabransky befindet. Einen warmen Frühlingwind hat meine Tochter für unseren Ausflug bestellt, der fährt mir durchs Haar, aber das ist nicht so schlimm, weil ich es mir aufgesteckt habe. Gewöhnlich trage ich ja einen Hut, denn nie würde ich meine Haare vom Wind durcheinanderbringen lassen. Das schickt sich nicht.

Ich habe mir also die Frühjahrskollektion vorführen lassen. Pepita und Hahnentritt sind die bevorzugten Muster in diesem Frühling, daher habe ich so ein Kleid gekauft, schwarz – weiß, mit einem großen weißen Kragen in Piquet und schwarzen Knöpfen, dazu die passenden Handschuhe. Eine Dame sollte niemals ohne Handschuhe auf die Straße gehen!

Dann haben wir die Fahrbahn überquert und sind hinein ins Café Siller. Dort sitze ich am liebsten, aber wenn wir keinen Platz gefunden hätten, wäre auch das Café Casapiccola zur Wahl gestanden. Ich esse gerne eine Kardinalschnitte und trinke dazu eine Teeschale gold.

Auf der Rückfahrt muß meine Tochter mit mir immer eine Station früher aussteigen, damit ich auf der Kreuzung den Verkehrspolizisten beobachten kann. Der macht diese eleganten Bewegungen mit seinen Händen in den weißen Handschuhen.

Das war ein sehr schöner Ausflug, meinen Sie nicht?

Aus dem neurologisch-psychiatrischen Gutachten des Arztes:

Die Patientin, 95, scheint derzeit stabil, ist allerdings in reduziertem Allgemeinzustand und kaum mobil. Es besteht das Zustandsbild einer fortgeschrittenen Demenz mit Affektlabilität sowie teils wahnhafter Störung und Phasen fehlender Affizierbarkeit. Appetenzstörungen, Sinnestäuschungen sowie circadiane Besonderheiten scheinen derzeit nicht vorhanden zu sein.

Da die Tochter im selben Haushalt lebt und sie offenbar gut betreut, ist Pflegegeldstufe 3 ausreichend.

Datum:

Unterschrift.

Die Mutter:

Ist er weg? Der war aber gar nicht nett. Er hat mich angeschaut, als wäre ich ein häßliches Insekt!

Die Tochter:

Mach dir nichts draus. Ich habe versucht, ihm das Besondere an unseren Ausflügen zu erklären, aber ich glaube, er hat gar nicht zugehört. Fahren wir doch einfach wieder weg, vielleicht mit der Mariazellerbahn?

Die Mutter: (begeistert)

Oh ja, und dann steigen wir in Gösing aus, setzen uns eine Stunde auf die Hotelterrasse und betrachten den Ötscher. Und dann fahren wir mit dem Pferdegespann bis zum Erlaufsee. Vielleicht könnte ich auch in die Basilika Maria Zell zum Pater Beda beichten gehen?

Die Tochter:

Ich fürchte, der ist schon lange tot.

Die Mutter:

Sei jetzt bitte keine Spielverderberin! Der war doch immer jünger als ich... am Ende gibt es den Ötscher auch nicht mehr?

Die Tochter:

Da brauchst du keine Angst zu haben – der ist ewig!

Dieter Ebel

Die Strickerin

Obwohl der kleine Gymnasiast auf seinem Schulweg durch den Park täglich an der Bank vorüberging, hatte er sie bisher kaum wahrgenommen, sie stand, ein Stück zurückgesetzt vom Weg, am Rande des Rasens. Vor allem Frauen saßen an sonnigen Tagen dort beisammen, Licht und Wärme suchend. Doch die Sonne am Himmel war machtlos gegenüber dieser Höllenfinsternis, die sich im Lande ausgebreitet hatte und alles Leben zu ersticken drohte. Es war eine kalte, dunkle Zeit.

Auch die Parkbank hatte ihr ehemals freundlich warmes Grün verloren und einen gräulichgrünen militärischen Farbton angenommen, der dem Grau und dem Grauen der Zeit entsprach. Vielleicht war das der Grund, weshalb der kleine Gymnasiast die Bank so lange übersehen hatte. Sie fiel ihm erst auf durch die Lücke, die sie hinterließ, als ihr Platz leer war. Denn eines Tages war die Bank verschwunden.

Der Teufel hatte sie geholt. Der kleine, klumpfüßige braune Teufel, der im Reich der Finsternis das große Reden hatte und umjubelt wurde wegen seiner zynischen Ideen. „Hört,“ sagte er zu den Genossen, die sich um ihn versammelt hatten, „ich habe einen verteuft lustigen Einfall!“ Und als er ihnen schilderte, was er mit der Parkbank vorhabe, brachen sie in höllisches Gelächter aus; sollte der Spaß doch zu Lasten derer im Lande gehen, denen das Lachen längst vergangen war.

Eine Woche blieb die Bank verschwunden, und die Frauen, die sie vermißten, fragten sich verwundert, warum man sie wohl fortgeschafft habe, und wo sie geblieben sei. Noch weit größer aber war ihre Verwunderung, als die Bank eines Morgens wieder da war. Der Teufel hatte sie zurückgebracht aus der Hölle und, frisch gestrichen, an den alten Platz gestellt. Jetzt hätte auch der kleine Gymnasiast sie nicht mehr übersehen können: In höllischem Schwefelgelb leuchtete sie weithin sichtbar durch die Parkanlage. Und auf der mit einem Davidstern versehenen Rückenlehne standen in sauberer schwarzer Schrift die Worte: Nur für Juden!

Die Frauen erschrakten, als sie das lasen, und wagten nicht, gegen diese offensichtlich amtliche Verfügung zu verstoßen. Statt sich zu setzen, blieben sie verwirrt stehen und begannen zu debattieren, wobei sie schließlich zu der Einsicht kamen, daß es ratsam für sie sei, auf ihre in langen Jahren ersessenen Rechte an der Bank zu verzichten und sich dem Gebot der Obrigkeit zu fügen. Sie zogen davon, sich eine andere Bank zu suchen. Auch der kleine Gymnasiast war überrascht beim Anblick dieser so ungewöhnlich verwandelten Parkbank. Weil er aber, wengleich noch ein kleiner, doch immerhin schon recht gescheiter Gymnasiast war, machte er sich seine eigenen Gedanken und erkannte den infamen Witz, der in dieser Teufelei steckte. Er verstand auch die Frauen, die nicht wagten, öffentlich auf der so hinterhältig vergifteten gelben Bank Platz zu nehmen. Noch viel klarer aber war ihm, daß vor allem jene, denen diese Bank amtlich „reserviert“ war, sich wohlweislich hüten würden, der zynischen Einladung zu folgen, um sich nicht demütigendem Hohn und Spott seitens der braunen Teufel auszuliefern.

Diese Bank, dachte der kleine Gymnasiast, ist ein infamer teuflischer Scherz. Kein Mensch wird jemals auf ihr sitzen.

Es kam, wie er vermutet hatte: Die Bank blieb leer. Und wie sie da so einsam stand, von jedem gemieden und verschmäht, wirkte sie auf den kleinen Gymnasiasten wie ein trauriges Wahrzeichen der Bosheit und des Hasses und der Furcht, die im Lande herrschten.

Dann kam der Morgen, an dem er auf dem Schulweg diese Frau gewahrte. Schon von weitem sah er sie, deutlich hob ihr dunkles Kleid sich ab vom leuchtenden Gelb der Bank, auf der sie saß, und näher kommend sah er den an ihr Kleid gehefteten gelben Stern. Gelassen und ruhig saß sie auf „ihrem reservierten Platz“, in den Händen ein Strickzeug, dem, so schien es, ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte. Aus ihrer stolzen Haltung aber sprach die tiefe Verachtung gegenüber allem Hohn und Spott, denen sie nie gestatten würde, sie zu erreichen.

„Guten Tag.“ sagte der kleine Gymnasiast, als er mit einer schüchternen Verbeugung langsam an der Strickerin vorüberging, und er lächelte ihr freundlich zu. Aufgeschreckt durch die unerwartete Anrede, ließ die Frau das Strickzeug sinken und blickte überrascht in die Augen dieses Jungen, dessen Lächeln so menschlich warm die Finsternis durchdrang, in der zu leben sie so lange schon gezwungen war. Von diesem Lächeln tief berührt, fühlte sie sich einen Augenblick erlöst und frei. Ihr war, als schwebe sie, hinaus aus dem Dunkel des Hasses und der Verachtung, durch das warme Licht der Menschlichkeit und Liebe auf den kleinen Gymnasiasten zu - - -

Und der Kleine Gymnasiast fing sie auf und trug sie ein Leben lang in seinem Herzen.

(Zur Erinnerung an die unbekanntete Strickerin, die im Jahr 1938 in Berlin stolz und mutig auf einer gelben Parkbank saß.)

Ilse Brem Entfremdete Zeit

Fremd rauscht
in den Ohren
der Fluss deiner Zeit.

Verschluckte
die Jahre
von gestern.

Steht der Becher
mit dem Trunk
der Nacht bereit,

sind
die Paradiese
vergriffen,

sagt
der Horizont
vergiss,

Wunder
werden
nicht geschehen.

Träum
dich
zu Ende,

schöpfe
mit jedem Atemzug
etwas in das Nichts.

Wartezeit

Am Ort meiner Kindheit
von meiner Vergangenheit
keine Spur.

Unverändert blieb nur
die Morgenstarre
der Insekten,

und der Mond schleppt
wie seinerzeit die Wolken
durchs Wasser.

An den Fenstern des Kindergartens
kleben Kerzen aus Buntpapier.
Sie zünden mir ein Licht an.

Bin betroffen vom Tretrad gefallen,
als die Beschleunigung
meinen müden Beinen zu schnell wurde.

Sprangen jüngere schwungvoll hinein,
wo mit schwarzgrünem Ernst
wilder Efeu brüchiges Mauerwerk stützt.

Entpuppte sich
die Umarmung der Zeit
als ihr Loslassen,

wartet sie geduldig
wie das Wasserglas auf dem Tisch,
bis sie weggetragen wird.

Etela Farkašová

(Nachdichtung von Ilse Brem)

Inmitten der Zeitlosigkeit

Und wie sehr magst du nicht
die Vorstellung irgendwelcher
mit einer fremden Hand aufgestellten
Grenzen,
die von eindeutigen Anfängen und Enden sprechen,
von exakt begrenzten Räumen.

Manchmal hast du weite, fast endlose,
mit Schnee bedeckte Hochebenen
vor den Augen und dich selbst
als einen bebenden Punkt
inmitten der weißen Zeitlosigkeit.

Winterpartitur

In mir wächst Musik,
schreibt sich in das stille,
gedämpfte Weiß der Winterpartitur,
bis zur Erblindung,
zur Grenze des Hörbaren.
Zwischen den Notenlinien
zittert das Unausgesprochene:
Die Zeit des Wartens
auf ein Wunder,
ein so unwahrscheinliches.

Ungültige Zeit

Hinter dem Fenster der Flieder
zeichnet die Muster
der bittersüßen Düfte,
du aber,
noch mitten im Winter erstarrt,
eingeschlossen
unter den Schichten
von dichten Schneeflocken
und wie es scheint,
ganz unauflösbaren,
ein ungültiger Kalender,
alternd auf deinem Tisch,
ungültige Zeit voll von
strenger Bitterkeit.

Intervall auf dem Zeitbogen

Jeden Morgen könntest Du sagen:
Der erste Tag von der Zeit,
die mir noch bleibt
bis zum Ende
oder ein bisschen anders:
ganz unbeträchtliches Intervall
auf dem Bogen,
gespannt
zwischen dem Punkt Alpha
und dem unbekanntem Punkt Omega,
vor allem aber:
drängende Sehnsucht
sich an die Zeit zu schmiegen,
die du gerade lebst
um sie mit einem Gedicht
erhellen zu können

Margarethe Herzele

Bierlyrik.

(Aus den Kalendergeschichten)

Der Schloßherr von Gölz
mein Urahn und des Kaisers Freund
zeugte mit einer verzweifelten Magd
ein schönes Kind.
Dann schlug er sie
und jagte die Schandbare fort.

20 Jahre sah er keine Frau mehr an.
Und d a s, obwohl nach seinen violetten Augen
sich selbst des Kaisers Töchter
wonniglich verzehrten!
E r jagte seine Wildsäue
im düsteren Gölzer Wald allein!

Trieb sein Unwesen
in glutschwarzen Bauernhöfen –
fast irrsinnig wie
das flackernde Lichtauge der Schmiede –
verrückt, halbkrank von den Gerüchen des Heimwehs
nach Winterkraut, Rüben, Kohl, Heu & und Pferdepiß –
Indess zu Haus ein gefangenes Gespenst
weiblichen Geschlechts, ganz in Schwarz.
Die Ehefrau, der er nicht beizuwohnen gedachte
in bisher 14.385 Tagen und Nächten!
Merkwürdig.
Schließlich starb sie, glücklicherweise
v e r h u n g e r t, in der vollen Kuchl!

Einmal, im Frühling danach, schickte ihn der Kaiser
– an der Spitze einer Gesellschaft –
ins Land der Orangen, wo er
des wilden Tamerlans jüngster & lieblichster Tochter
im Morgenblauen (Anfang März), beiwohnte.
Sie starb den Tod der siebenschwänzigen Peitsche!
Doch beider Sohn, Kalud, wurde dann später
sehr geehrt!

... Angeekelt, grau, fast weiß
 todtraurig, trostbedürftig
 kehrte der Grimmelbärtige heim.
 Mit Tigerfell für sich und Hengsten & Seiden
 für den Kaiser und hochgehrt
 ehelichte er eher aus Langeweile
 eine reiche blonde Witwe
 aus der kühlen Hanseatenstadt, die
 von Generation zu Generation
 Ihre blauen Augen weiter vererbte.

Also, er war mein Urahn
 der Schänder & Lover
 wegen der Magd
 Und merkwürdig –
 auch der d e i n e, Liebster

Doch – wie kommt es
 daß die böse alte Zeit
 urplötzlich aus deinen Augen springt
 – irrlichternd/brandflackernd
 rasend vor Wut, schäumend vor Haß?
 Das vordem so edle Herz.

Und fliehe entsetzt
 mein Liebstes auf Erden ...

Susanne Ayoub

Die Fassade

Sie trat in das blendende Grau eines Dezembermorgens. Seit Tagen schon erwachte sie um halb sechs Uhr früh und konnte nicht mehr einschlafen. Heute zum ersten Mal quälte sie sich nicht weiter im Bett. Draußen herrschte eine unbekannte Zeit. Zwischen Tag und Nacht. Nebel, hell, aber undurchsichtig. Kühl und dicht wie ein nasser Vorhang legte er sich um sie. Auf der Straße, in der sie wohnte, brauste der Verkehr vom Westen her Richtung Innenstadt, an den Wochentagen mehr als am Sonntag, untertags mehr als in der Nacht. Niemals aber fehlte das Brummen, das Knattern, das Quengeln der motorisierten Transportmittel. Jetzt war es still. Der Nebel verschluckte den Lärm der Straße. Sie blinzelte geblendet, ohne mehr zu sehen als die schemenhaften Umrisse der Häuserzeile gegenüber und weiter oben einen gelblichen Schein im Grau, die Straßenbeleuchtung. Die Welt lag vor ihr in den Farben grau, blau, braun, ein Gemälde, still, von Menschen unbelebt. Sie wagte sich nicht hinüber, sondern wandte sich nach rechts. An der nächsten Kreuzung gabelte sich die Straße. Geradeaus führte sie ins Zentrum, halb-links zweigte ein Finger zum Wienfluß ab. Dort war ein Zebrastrifen, auch er unsichtbar unter ihren Füßen, aber sie vertraute sich ihm an und erreichte unbehelligt die andere Seite. Das neue Arbeitsamt mit dem gläsernen Turm passierte sie schnell. Daneben verlief längs des Wassers eine Promenade, erst seit kurzem mit einem eigenen Radweg. Das frischgestrichene Jugendstilgeländer von Otto Wagner fügte dem Gemälde die Farbe Grün hinzu. Sie lehnte sich daran und spürte die Kälte des Metalls unter ihren Händen. Vom Flußbett, tief unter ihr, drang das Rauschen des Wassers. Der Wienfluß war ein bescheidenes Gewässer, das nur selten, nach schweren Regenfällen, anschwell und sein übermäßig breites Bett ausfüllte. Seit dem Herbst hatte es kaum Niederschläge gegeben. Sie bog nach links in die Promenade. Mehrere dicht aufeinander folgende Brücken verbanden hier die Bezirke Margareten und Mariahilf. Nach wenigen Schritten erreichte sie die nächste, die Reinprechtsbrücke. Sie trat über eine glatte, rutschige Stelle, und während sie sich fragte, ob es in der Nähe des Wassers gefroren hatte, verlor sie das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin. Einen Augenblick blieb sie auf dem Rücken liegen. Die Handflächen brannten ein wenig, sonst war nichts passiert. Beim Aufstehen traf sie ein eisiger Windstoß. Der Wind kam vom Westen über den Fluß. Er blies den Nebel in die Höhe. Plötzlich konnte sie sehen, wo sie stand. Zwischen dem Ende der Brücke und der Straße, die sie querte, befand sich ein kleiner Platz. Das rechte Eckhaus kannte sie genau. Dort war die Bank mit dem Geldautomaten und der Supermarkt, in dem sie ihre Einkäufe machte. Es hatte drei Stockwerke. Bevor die Bank und der Supermarkt einzogen, war ein Schuhgeschäft hier gewesen. Ein Paar rote Stöckelschuhe, die sie hier gekauft hatte, besaß sie immer noch. Das Haus vor ihr war ebenerdig, mit drei hohen Schornsteinen, aus denen Rauch aufstieg. Sie ging näher, bis sie den Schriftzug auf der Fassade lesen konnte: Bäckerei Josef Lang. Eingang gleich um die Ecke. Der gemalte Finger darunter zeigte die Richtung an. Gegründet 1830.

Die Tür der Bäckerei öffnete sich. Ein hoch gewachsener Mann kam heraus und wandte sich nach einem raschen Blick zu ihr herüber wieder ab. Sie wollte mit ihm sprechen, aber sie brachte keinen Ton hervor. Ein neuerlicher Windstoß traf sie von hinten und trieb die Nebelschwaden vor sich her. Der Mann verschwand im wallenden Weiß. Sie lief über die Straße und weiter, bis sie weit vor sich seinen schwarzen Mantel entdeckte. Den Kopf vorgebeugt, strebte er davon. Nur ein paar Schritte trennten sie noch von ihrem Haus, da fiel ihr Blick auf einen leuchtend roten Fleck, dicht neben der Gehsteigkante. Sie bückte sich und fand die verlorene Spielkarte. Die Herzdame war in Gesellschaft des Pikbuben.

Sie rief ihm nach. Diesmal war ihre Stimme klar, aber sie ging unter im Lärm des Fahrzeuges, das die Straße passierte. Metallbespannte Räder holperten über das alte Kopfsteinpflaster. Sie holte den Schlüssel aus ihrer Manteltasche und wollte das Haustor aufsperrn. Sie stieß auf rauhen Stein. Mit beiden Händen tastete sie die Mauer entlang. Da war keine Tür. Da war kein Haus.

Helmut Pacholik

Kindheit im Hinterland

Es war damals – als ich ein kleiner Junge war – in den Herztiefen des Marchfeldes. Der 2. Weltkrieg hing wie ein Fanal über dem Land und warf seinen Schatten bis in den kleinsten Ort. Die meisten Männer waren an der Front, meine Großeltern und meine Mutter – wie fast alle Menschen meines kleinen Dorfes – im Ernteeinsatz!

Auch mir wurde eine Verpflichtung zuteil, die mir gar nicht behagte.

An jedem Wochentag – vormittags und nachmittags – hatte ich den Kindergarten zu besuchen! Aber zur Zeit der Ernte gelang es mir manchmal doch unter einem Vorwand, zumindest am Nachmittag, dieser Verpflichtung zu entgehen.

Dann trieb es mich hinaus und ich schlurfte, den knöcheltiefen Staub unter meinen kleinen, nackten Füßen entlang in die Weite der unermeßlichen Getreidefelder. Fern – als schmaler Streifen – dunkelte der Wald über der glosenden Feldeinsamkeit. Große, weiße Wolken zogen über den weiten Himmel des Marchfeldes. Turteltauben gurrten schläfrig in den Feldgehölzen der rastenden Mittagsstunde, der Maiskolben schwoll schon milchig an seinem Schaft, und der Geruch von Schweiß, von Staub und Stroh und Brot war über dem Land – und in der hitzeflimmernden Ferne der Pulsschlag dieser Zeit: das dumpfe Dröhnen und Stampfen der Dreschmaschinen.

Weites Sommerland! Ich hielt kindlich mittägliche Einkehr am Feldkreuz. Vom Dorf her klangen die Glocken der Andacht – flüchtige Rast, ein kurzes Gebet – und Gottes Allgegenwart – und rot leuchtete der Mohn aus dem mittagsstillen Korn. Und ein Stück des Weges weiter war das Dengeln der Sensen, eine Feldbreite Kartoffeln und Gemüse und der Weizen, der gemandelt auf den Stoppeln stand.

Da war der Katzenschrei des Mäusebussards und tausend glockenhelle Lerchenstimmen am Himmel und die mahnenden Übungsflüge der ersten Jungschwalben.

Da war die Hitze über dem Land und die rastlosen Menschen am Werken, da war das taktmäßige Rauschen in den fallenden Halmen, die klitschnassen Hemden, die schweißtriefend am Rücken der Schnitter klebten, das Sensenschleifen und Dengeln und die hochbeladenen, schwankenden Erntewagen. Da war das Schnauben der Pferde und das Knarren der Fuhrwagen, das Zurufen und tiefe Schweigen in emsiger Arbeit. Da waren die trägen Ochsen vor dem halmestürzenden Pflug und ein rastloses Schaffen und Werken. Da waren Andacht und Weihe der nachmittägigen Rast unter der honigkochenden Feldlinde, der Duft von Speck und Wein, von Most und goldbraun gebackenem Bauernbrot – und das Wasser im Krug, das schal und lauwarm schmeckte. Da war das frische Stroh und der warme Staub auf den Wegen, der Pflugkeil der lärmenden Gänse am Himmel, und der ferne Glockenschwung der weißgetünchten Dorfkirche verebbte in der lodernden Luft. Da waren die Glut und die Brut und die Ahnung und Erfüllung – und der Herzschlag dieses Landes – „die Ernte des Brotes!“ –

Und das Sinnen und Träumen der weiten Kinderseele ...
und ihre wandernden Gedanken - - -!

Und dann war da wieder das dumpfe Getöse der Dreschmaschinen und die dicken Wolken von Staub, die Strohristen, die in die Höhe wuchsen und der rinnende Schweiß auf staubgrauen Gesichtern. Da war der Sackelmann und die Au'mfrauen, der Speiser und der Maschinist, der Tristenmann und die Zugeber – keine Hand rastete, keine Seele feierte - - - und am Abend waren die großen Plachen über den Getreideschobern, und der Geruch der heißen Maschinen und des geernteten Getreides blieben in der Dunkelheit über den Stoppelfeldern zurück.

Und dann war da die tiefe Stille des Abends, die grüne, träumende, wildlaubige Kühle und der vespere schattende Wald neben den ernteschweren Halmen, das Kukuruzfeld, der Kartoffel- und der Rübenacker - - - und die Müdigkeit in meiner Bubenseele - - -

Nur noch die große Stille der hereinbrechenden Sommernacht – kein Rufen, kein Lachen, kein lautes Wort – kein Abendbrot – kein Gebet, nur das Feilen der Grillen und fernwo ein Wetterleuchten – die schmale Sichel des Mondes am Himmel und die glitzernden, fernen Sterne – und die alten Weisen und Märchen und Geschichten, Gestalten und Sagen meiner geliebten Großmutter - - -

Mein Großvater hatte mich, als meine kleinen Füße vor Müdigkeit wankten, auf einen Fruchtschober gelegt, der am Rande des Föhrenwaldes errichtet war – und im Ablauf des Geschehens hatte man mich im Walde vergessen!

Meine Mutter dachte, daß ich, wie so oft, bei meiner Großmutter schlief – und meine Großmutter meinte, ich wäre mit meiner Mutter nach Hause gefahren.

Ich lag in meinem luftigen Strohlager wie in einem Federbett – um mich die weithin ruhenden Wälder, das heisere Zischen der Jungkauze, das Schwippen und Schnurren der Nachtschwalben, der Kühlhauch aus dem Grunde - - - und ich versank - - - !

Jetzt ging die Hexe um, der Vampir streifte auf Federfittichen durch den Wald, der Werwolf schlich um Strohschober und Dreschmaschine – die Geister der Saat und Ernte zogen über das Land. Großmutterns Weisen sanken zur fernen, nichtssagenden Belanglosigkeit herab.

Als ich erwachte, war die Zeit zwischen Nacht und Morgen – die eigentlichen Stunden der Geister – Spuk und Schauer im Erdämmern des ersten Frühlichtes waren um mich, die Magie und das Mysterium der Dunkelwesen, die Wandlung zu Gestalten und Bildern. Ich war starr vor Angst – und weinte! - - - Die vielen Erzählungen meiner Großmutter nahmen Gestalt an, und ich erinnerte mich an die Sagen und Märchen aus fernen, vergangenen Tagen. Großmutter kannte so viele Geschichten von Riesen und Zwergen, Elfen, Nixen und Feen, von Geistern, Dämonen und Göttern. Und sie meinte, daß man Ehrfurcht vor den Bäumen haben müsse, weil sie heilig wären! – Und weil sie ihre Äste wie Arme zum Gebet in den Himmel heben - - - wie Gedichte, wie Verse, die der Abend in den HIMMEL schreibt.

Ich hatte ihre Erzählungen nicht vergessen, nicht jene beglückenden Märchen und Sagen, aber auch nicht jene von den Waldgöttern und Dämonen, von den guten Geistern, Elfen und Feen und von der Güte und Schönheit des Waldes - - - und jetzt fürchtete ich mich nicht mehr! Ich glitt aus meinem duftenden Strohlager herab und ging mutig durch den lückigen Föhrenbestand in das Licht des erwachenden Tages. Im verbleichenden Glanz des Mondes blieb die romantische Welt im fahlen Dämmer zurück. Das Frühlicht verklärte die Karpaten im Osten, und nach geraumer Zeit stand der Morgen tiefblau am Himmel.

Ich ging durch ein Meer goldgelber Halme, und aus ihren Tiefen blühten unzählige Sterne – blaue, violette, und brennend rote - - - und Stille lag über den Feldern.

Das Dorf träumte noch. Es schmiegte sich verschlafen an die mächtigen, dunklen Wälder des Prinz-Eugen-Parkes und an die angrenzenden, ernteträchtigen Felder.

Ich setzte meine nackten Füße sachte und behutsam auf die warmen Steine des Kopfsteinpflasters, um es nicht zu wecken – mein Dorf, das ich so liebte.

Die bescheidene, kleine Wohnung duftete köstlich nach Kaffee und Brot, als ich die Küchentüre öffnete, und meine Großmutter erstaunt und verwundert fragte: „Mein Kind, wo kommst du denn so früh her?“ Und als ich zu erzählen begann, nahm sie mich in ihre Arme, küßte mich immer wieder und drückte mich so fest an sich, wie sie es nie zuvor getan hatte. Und als sie mich endlich losließ, sah ich, daß sie weinte.

Ich weiß nicht, ob meine Großmutter dieses Erlebnis je meiner Mutter anvertraut hat. Ich jedenfalls, habe mein Geheimnis von den Waldgeistern niemandem erzählt!

Erich Sedlak Rückkehr

Im Rahmen seiner Tätigkeit wurde Norbert S. von seinem amerikanischen Konzern zu einer geschäftlichen Besprechung in eine österreichische Stadt geschickt. Er bereiste schon seit vielen Jahren Europa, doch diese Stadt hatte er zuvor noch nie betreten. Ehrlich gesagt – bis vor wenigen Tagen hatte er nicht einmal gewusst, dass es sie gab. Schon als Norbert S. mit dem Taxi vom Flughafen kommend den Stadtrand erreichte, überfiel ihn ein eigenartiges Gefühl. Plötzlich begann in ihm eine schemenhafte Erinnerung immer deutlicher zu werden, tauchten Bilder auf, die er zuerst noch nicht richtig einordnen konnte. Es war wie ein Erwachen in einer anderen, längst vergangenen Zeit. Und plötzlich wurde ihm klar: Hier hatte er schon einmal gelebt – irgendwann in einem früheren Leben. Wenn auch als ein ganz anderer.

„Bitte, biegen Sie jetzt links ab!“ sagte er zum Fahrer, der ihn daraufhin im Rückspiegel erstaunt ansah.

„Waren Sie schon einmal da?“ fragte er.

Norbert S. nickte und stieg aus.

Es war nicht notwendig, einen der Passanten nach dem Weg zu fragen. Die Straßennamen waren seit damals kaum verändert worden, und so ging er wie früher durch ihm bereits bekannte Straßen, überquerte kleine Plätze und fand auch ohne Mühe die angegebene Adresse, wo die geschäftliche Unterredung stattfinden sollte.

An der Stelle des früheren altehrwürdigen Hauses befand sich zwar nun eine im Stil der Gegenwart errichtete Architektur, doch der Park daneben war fast unverändert geblieben.

Norbert S. konnte das Ende der Verhandlung kaum erwarten, denn er hatte nur noch den einen Wunsch: *Sein* Haus wiederzusehen, in dem er in diesem, wie ihm nun schien, schon so weit zurückliegenden Leben einmal gewohnt hatte und in dem er – wie er jetzt wusste – auch einmal glücklich gewesen war.

Die Wiener Straße eilte er hinunter, dann über den Domplatz, durch das kleine Gässchen zum Reckturm, an der Volksschule vorbei ... er rannte das letzte Stück des Weges ... und dann sah er es schon von weitem: Sein Haus.

Warum hatte er Tränen in den Augen, als er vor ihm stand?

Es war nicht mehr in jenem hellen Grün wie damals gestrichen, sondern in einem grellen Gelb, und es hatte auch andere Fenster. Nicht die aus dem dunklen Holz, sondern solche, wie sie jetzt üblich waren. Doch über der Eingangstür befand sich noch immer der Engelskopf aus Gips.

Norbert S. läutete und gleich darauf öffnete eine Frau mittleren Alters ein Fenster.

„Entschuldigen Sie bitte die Störung“, sagte er, „aber ich habe in Ihrem Haus vor langer Zeit einmal gewohnt.“

„Interessant“, entgegnete die Frau kurz angebunden. „Und was wünschen Sie?“

„Nur einmal durch die Räume möchte ich gehen und durch den Garten. Sie dürfen bitte nicht misstrauisch sein ...“

„Das bin ich aber“, sagte sie und schloss die Tür.

Norbert S. blieb vor seinem früheren Haus stehen und versuchte sich an DAMALS zu erinnern. Er sah Menschen, die in einer scheinbar endlosen Reihe auf ihn zukamen und ihn bald darauf wieder verließen. Menschen, die ihr Leben neu begannen und auch wieder beenden mussten. Und er sah all jene Menschen, die einmal zu diesem Haus gehört hatten. Er sah seine Eltern, seine Geschwister, seine Frau und seine Kinder aus dem damaligen Leben. Und er sah auch, wie und warum er sie damals verlassen hatte müssen. Er fühlte noch einmal den großen Augenblick des Schmerzes und sah die Szene des endgültigen Abschieds.

Plötzlich wurde die Tür geöffnet. Die Hausbewohnerin winkte ihm zu.

„Na gut“, sagte sie, „kommen Sie herein. Aber nur für ein paar Minuten.“

Norbert S. folgte ihr mit Herzklopfen durch die Räume des Hauses, doch er fand dort keine Spur seiner früheren Anwesenheit. Vergeblich suchte er nach seinen Möbeln und den Bildern. In der Mauernische am Gang gab es auch nicht mehr die Holzfigur des Christophorus und anstelle seines riesigen Bücherschranks befand sich jetzt eine moderne Sitzlandschaft.

Es war nichts mehr vorhanden, das an ihn noch hätte erinnern können.

Die Frau schien seine Gemütsbewegung zu bemerken.

„Suchen Sie hier nach etwas Bestimmten?“ fragte sie ein wenig freundlicher.

„Nein, nein, nichts Bestimmtes“, antwortete Norbert S. und verabschiedete sich hastig. Und rannte davon und sah nicht mehr zurück zu diesem Haus, das ihm nie gehört hatte.

Sanja Abramović
sommer im nachklang

wie lang kann es dauern
bis ein sommer verklungen ist
die haut ist längst ausgekühlt und rissig
unter den fingernägeln nichts
als dreckiger frost
die fingerkuppen unklar taub
und nichts ist über an den kanten
von jenem sekundenkleinen raum
dazwischen

nur ein wenig staub und
das gefühl zu vermissen
ohne zu wissen was
vermissen wie atmen
nur so weil es geht
und einem nichts
anderes bleibt als
ein wenig früher vielleicht
ein wenig morgen danach
und ein wenig abend zuvor
dein atmen vermissen
ein wenig den betrug
es gäbe den abend nicht
es gäbe den morgen nicht
nur dazwischen den raum
die ungenutzte möglichkeit

Liesbeth Haddad-Kirchl

aus der zeit gefallen
eingesaugt
in den schwarzen schlund
der durstigen tödin

dein fleisch
von den knochen gelöst
nahrung der scholle

lang schon vorher
ertaubte dein ohr
vom dröhnen der ewigkeit

C. H. Huber**ein tag. eine nacht.**

es ist fünf uhr dreißig, das handy, bahnhofsstimme, aufstehen, ruft sie dir zu, zugleich überfallen dich klassische töne aus dem radiowecker, du hörst fast ausschließlich ö1. doppelt genäht hält besser, dachtest du am vorabend, keinesfalls darfst du verschlafen. duschen, zähneputzen, haare in brauchbare form bringen. dein ungeschminktes gesicht ist dir ein ärgernis, aber schminken verboten, hat es geheißen, gerne würdest du es ebenso anziehen wie nun deinen körper. keinen ring, auch sonst keinen schmuck heute, einen hauch parfum hinter die ohrläppchen werden die aber doch wohl vertragen, denkst du und sprühst vom teuersten. die schuhe jetzt, der mantel, das köfferchen, licht aus, das taxi, gestern bestellt, wartet bereits. wenig verkehr noch, gut so wegen der baustellen, die die stadt überziehen. danke, sagt der taxifahrer, obwohl das trinkgeld, das du ihm gibst, spärlich ist, zu wenig kleingeld. mit dem kleinen koffer zur anmeldung, ach, man muss eine wartenummer ziehen, erinnerst du dich, als ein junges paar, später gekommen, vor dir aufgerufen wird. zum glück seid ihr noch die einzigen hier, du ziehst und sitzt in fünf minuten im mit nur schwach transparentem glas abgeteilten, winzigen raum. freundlich, die junge frau, die deine angaben zur person im pc überprüft, nachdem du ihr die zuweisung gegeben hast. alles gute, sagt sie, danke und du bist schon draußen, querst die halle, benutzt den hinterausgang, der dich, regensicher überdacht, deinem zielpunkt näher bringt. lift, zweiter stock, geschlossen, die anmeldung dort, du siehst auf deinem zettel nach, irrtum, sechster stock, abteilung vier. wieder lift, ein gang, eine hinweistafel, du bist angekommen. die freundlichkeit, mit der man dich auch hier im gegensatz zu früher empfängt, irritiert dich. ihr schrank, heißt es dann, ihr bett, rasch rasch, hier ist ihr nachthemd. wirklich kein schmuck, keine prothese oder sonst lockeres? nein? du nimmst die angebotene tablette mit dem wasser aus dem winzigen becher, legst dich ins bett, ein mann kommt, wieder freundlich, jetzt geht's los, sagt er, holt den lift, fährt dich in den keller. blaues plastikhäubchen aufsetzen, hinüber auf die liege, ein weiterer mann erscheint, stellt sich vor, steckt eine nadel in deinen arm, auch am linken wird eine leitung in deine vene gelegt, dein rechter zeigfinger wird an eine andere, die irgendetwas kontrollieren soll, den puls vielleicht, mittels einer klemme angeschlossen. freundlichkeit ist auch hier oberstes gebot, denkst du noch und wachst auf, ohne zu wissen wieviel uhr es ist. dämmer in deinem hirn, obwohl du logisches sprichst, als deine ärztin später an deinem bett sitzt, das weitere procedere erklärt und versichert, alles sei bestens gelaufen. du bedankst dich, sie geht, du schleichst dich wegen der übelkeit, die dich beim aufrichten befällt, sofort wieder in dieses dämmer. erst am abend bringst du eine halbe tomatensuppe hinunter. beinahe aber kotzt du, die suppe hat das nicht verdient, deine nachbarin kotzt ohne suppe, du gibst ihr deine nierenförmige, flache tasse zur nötigen ergänzung. die tassen sind aus demselben karton wie jene für eier, noch ein fortschritt, denkst du, aber ist es ein echter, wenn nun noch mehr kartonagen erzeugt werden müssen? die schwestern werden

es den herstellern und der verwaltung jedoch danken, bist du sicher, keine metallschüsselchen müssen ausgeleert und gereinigt werden. wasser und desinfektionsmittel werden eingespart, aus recyclingpapier sind die dinger noch dazu, wunderst dich, wie du gerade jetzt und überhaupt auf solche gedanken kommst. nun schaust du dir die nachbarin genauer an, sehr jung, und vom bett am fenster sehen dich türkischstämmige augen an, auch jung. ihr redet ein paar worte, agiert wie drei halbtote, am rücken liegende fliegen. krankenschwestern kommen in abständen den ganzen nachmittag über und auch abends ins zimmer, sie erfragen das befinden, hantieren ein wenig an den patientinnen oder am bett herum, stellen das kopfteil auf deinen wunsch höher, was du auch selbst tun hättest können. du bist nachmittags schon alleine auf die am gang befindliche toilette gegangen, die übelkeit danach verstärkt, nun wird dasselbe beinahe problemlos geschafft, was dich freut. die nacht ist unruhig durch dich und deine nachbarin, sie bekommt infusionen gegen ihre schmerzen, du schlurfst zu oft zum klo, doch es rinnt kaum flüssigkeit aus dir, obwohl der entsprechende druck da ist. die nachtschwester entfernt einen teil des streifens, den man dir zur blutstillung in den unterleib gestopft hat, entspannt damit die lage wesentlich. ein morgen, nicht wie der morgenappell früherer krankenhaustage, sondern angenehm ruhig, sieht dich munter und guter laune mit den jungen frauen plaudern. visite, du darfst nach hause, packst dein köfferchen, wartest auf die entlassungspapiere, verabschiedest dich, kannst kein geld zur kaffeekasse der schwestern beitragen, nur große schein nach wie vor in deinem portemonnaie. alles gute, rufst du von der türe aus den beiden jungen frauen zu, sie wünschen dir dasselbe, ehe dein weg retour wie ein rücklauf im film vor sich geht, nur den zweiten stock lässt du aus, mit abmeldung und taggeldzahlung aber dann am ende. der taxifahrer, der dich nach hause bringt, darf sich wegen des erhaltenen wechselfeldes über eine etwas größere zuwendung freuen. dein erster weg daheim führt zum spiegel, du legst lidschatten und lippenstift auf, hoffst, dass es für lange dein letzter unfreiwilliger verzicht auf die gewohnte korrektur deines aussehens gewesen sein wird.

Brigitte Meissel**Wir haben alle Zeit – in unserer Zeit – mehr gibt es nicht!***(Zitat Elazar Benyoetz)*

Jeder Tag ist verplant. Du begreifst, dein Leben ist zu kurz geworden.

Zu viele Aufgaben hast du dir zugeteilt.

Inseln, Erdteile und viele Menschen warten noch auf dich, glaubst du zu spüren, weißt du, bist du überzeugt.

Hastig beugst du dich über das Waschbecken, tauchst dein Gesicht ins kalte Wasser – der Schmerz trifft dich unvermutet.

Ein Dutzend scharfer Speerspitzen durchbohren dein Rückgrat und wühlen in der Mitte deines Leibes. Der Atem bleibt weg. Du kannst dich nicht aufrichten, nicht schreien, dich nicht bewegen.

Der zutiefst verstörte Mitmensch deines Lebens hört dein Ächzen, eilt herbei, schleppt und schleift dich zurück in dein Bett. Dort kannst du mit angewinkelten Beinen auf dem Rücken liegen und wieder atmen. Sonst nichts.

Eine Ewigkeit lang bereiten dir die Erschütterungen im Rettungswagen Qualen. Du versuchst den Zivildienstler neben dir zu überzeugen, dass Engagement für das Gute sich immer lohnt. Für dich und die anderen.

Dann liegst du lange auf steinhardter Bahre im Korridor der Erstaufnahme des Schwerpunktkrankenhauses, ehe ein müde aussehender Arzt Zeit für dich hat und nach deinen Beschwerden fragt.

Mit ernstem Blick füllt er Formulare aus und schickt dich, immer noch auf der selben Bahre auf die unendliche Reise aller in Frage kommenden Untersuchungszimmer. Vor jedem wartest du im Gang.

Stunden rinnen durch deine Uhr. Schwestern hasten vorüber, Ärzte eilen zu anderen Patienten.

Du betest, du weinst, du wartest, du zählst eilige Schritte Vorbeihastender, du zählst die Risse in der weißen Wand, konzentrierst dich auf Nägel, mit denen Kabel für Computer die Türstöcke umranden ...

Irgendwann hilft dir ein Zivildienstler, der aussieht als sei er ein Volksschüler, zu einem schmerzvollen Gang zur Toilette. Scham ist nicht relevant.

Du wirst im Laufe des Tages, hat er hundertfache Länge? von einem halben Dutzend Ärzten geröntgt, abgeklopft, abgehört, untersucht, von jedem einzelnen nach der Einnahme deiner täglichen Medikamente befragt. Jeder ist bemüht und schreibt alle seine Erkenntnisse sorgsam auf, schickt dich weiter zur nächsten Station, wo du auf dem Gang vor dem Untersuchungszimmer wartest, weinst, betest und die weiße Wand nach Rissen absuchst.

Dein Rücken scheint zerschmettert, du liegst immer noch auf der gleichen Bahre.

Niemand schenkt dir einen Blick, stellt dir eine Frage, bringt dir einen Schluck Wasser, fragt nach deinem Bedürfnis oder gar nach deinem Schmerz.

Du fragst dich, ob du unsichtbar oder schon tot bist für die Eilenden auf den Gängen. Nur Schmerz bezeugt dir dein Lebendigkeit. Geht das Leben draußen in der Stadt seinen normalen Gang?

Du fühlst dich ausgesetzt und einsamer als in der Wüste. So einsam ist keine Wüste.

Als gegen Abend die Schwestern im Krankenhaus die Reste des Abendessens von den Nachttischen räumen, erhältst du ein Bett zwischen zwei alten Frauen in einem hellen Zimmer mit Gartenblick. Eine Ärztin, die es eilig hat, es ist Freitagabend, hängt dir eine Infusion an. Eine Schwester bringt dir eine Flasche Wasser und ein Glas. – Du bist nach unendlich vielen Stunden im Krankenhaus aufgenommen.

Einen ganzen Tag – war es wirklich nur ein einziger?
hast du allein mit dir und deinen Schmerzen zugebracht.

Es war der erste, von denen, die dir noch geblieben sind.

Inseln, Kontinente, viele Menschen ...
... unerreichbar auf anderen Sternen.

Manfred Chobot Künstler-Altersheim

Bei dem Ausflug zu einem idyllisch gelegenen See mit optimalen Möglichkeiten zum Wassersport, Surfen und Schwimmen, ist die Landschaft waldig, bis knapp an die Wasseroberfläche hängen Äste, mithin ein See, wie man ihn sich nur erträumen kann. Vor dem Abschied und Aufbruch werden Fotos aller Beteiligten gemacht. Zumal darauf bestanden wird, dass alle auf den Bildern verewigt werden, muss ich in die Knie gehen und mich in die Bildmitte begeben, andernfalls fände sich für mich kein freier Platz.

Dadurch in Eile geraten, breche ich Hals über Kopf auf, denn ich bin zu einem Besuch in ein Altersheim für Künstler und Schriftsteller eingeladen. Alfred Hrdlicka trägt einen grünen Steirerhut, was mir höchst verwunderlich erscheint, zumal ich eine derartige Kopfbedeckung an ihm niemals zuvor gesehen hatte. Er verhält sich mir gegenüber ziemlich muffelig, spricht kaum ein Wort, wobei ich keine Ursache eruieren kann, weshalb er sich derart wortkarg verhält. Seine Kunst erweist sich gleichfalls höchst eigenwillig, indes scheint er auf seinen Steirerhut besonders stolz zu sein. Offenbar will er mich loswerden und schlapft schweigend in den Speisesaal, als hätte er Schwierigkeiten mit dem Gehen. Allerdings vermute ich, dass er überhaupt keinen Hunger verspürt, was ich ihm auf den Kopf zusage. „Ich weiß, Du bist nicht hungrig“, rufe ich ihm nach. Seine Frau Angelina ist weder in seiner Nähe noch sonst irgendwo zu entdecken. Wie immer ist Friederike Mayröcker schwarz gekleidet und äußerst reserviert in ihrer Kommunikation. Die Absenz von Ernst Jandl an ihrer Seite irritiert mich. Ob sie mit Hrdlicka kommuniziert, bleibt mir verborgen, da die Tür zum Speisesaal verschlossen ist. Freudig stelle ich die Anwesenheit von Sabine Gruber fest, die hier anscheinend seit einiger Zeit aus und ein geht. „Ich kann Dich beruhigen“, sagt sie, „wie mir scheint, verblüfft Dich meine Anwesenheit, ich bin eine Besucherin genau wie Du.“ Gemeinsam verlassen wir für dieses Mal das Sanatorium.

Hilde Langthaler Es regnet

es regnet auf die haltestelle. immer stärker dröhnt der herankommende schnellbahnzug. vom regenschirm des vorgängers stürzt ein wasserfall in ihren mantelkragen. später zieht sie ihre wochenkarte hervor. rundherum sitzen leute, gesichter schauen sie an, wasser klopft gegen die scheiben. oder ist das alles geträumt?

mit dieser karte können sie hier nicht fahren, meine dame!

aber ich fahre doch täglich hier!

mit dieser karte? nicht bei mir! sie sieht den schaffner die augen schließen, den mund zur sichel pressen, spürt seinen grimm im nacken, während sie aus dem wagen klettert. vorbei an nassen, verdrossenen gesichtern. der eisige wind pfeift durch mark und bein. warum denn das? bei meiner unschuld und bei diesem mörderwetter.

guten tag! ein grauer mantel bewegt sich vorbei, jemand zieht bei diesem wetter sogar auch noch den hut.

guten tag. ruft sie ihm nach. er dreht sich um: ein fremdes gesicht kommt unter einem schirm hervor. oder ist alles geträumt?

weiter durch regen und sturm, irgendwie nach hause kommen. von der arbeit. um morgen dasselbe zu tun. den lieben langen tag. heute, morgen, übermorgen. die nächsten fünfzig jahre. das kann es doch nicht sein. Irrwitzig, dass es immer so weitergehen könnte. einmal muss doch ein wunder geschehn. eine absolute forderung der reinen vernunft. es tropft von den kastanienbäumen. das wasser sammelt sich am straßenrand. ein see hat sich gebildet. blumen liegen am boden. zertreten und verdeckt. aber immer noch schön. wieder ein tag. jeden morgen geht sie da mit verwunderten, fragenden augen. über sich hinter blättern und ästen schimmert der graue himmel durch. eine dame mit hellblauem schirm kreuzt ihren weg. kopfschüttelnd untersucht sie ihre wochenkarte, findet keinen makel. kopfschüttelnd steckt sie sie zurück, macht plötzlich kehrt.

und wieder steht sie an der haltestelle. immer lauter dröhnt der herankommende zug. wie schon einmal.

später zieht sie die wochenkarte hervor. rundherum sitzen leute. gesichter schauen sie an. wasser klopft gegen die scheiben, wie schon einmal.

der schaffner nickt ihr zu. lächelnd steckt sie die karte wieder ein. gut möglich, dass alles geträumt ist.

zwei bekannte augen schauen sie an. wo hat sie diese augen schon gesehen? und warum lächelt der? sie dreht sich weg, schaut angestrengt durchs fenster.

er fragt etwas. sie sagt etwas. etwas komisches. sie lachen. gesichter schauen sie an. wasser klopft gegen die scheiben. das fenster wird einen moment zum spiegel, sie sieht sich mit bemühtem lächeln im gesicht. ungut. und sicher nicht geträumt.

waren sie auch schon in der ausstellung?

sie bohren sich durch das gedränge bis zur tür und werden ausgespien.
 keinen schirm? fragt er und hält den seinen über beide. im nu sind beide nass bis auf die haut.
 schließlich schiebt er sie unter ein vordach. neugierig geworden, wartet sie auf sein gesicht. langsam kommt es aus dem schirm hervor und sie spürt einen widerspruch in seinen augen.
 vor ihrem haustor macht sie halt. sie geben sich die hand. ein gießbach rinnt ihr in den nacken und rieselt sanft den rücken hinunter. zwei mäntel bewegen sich vorbei. die wochenkarte fällt ihr ein. sie sieht ihn unter dem vordach weiterwandern. jemand dreht sich um. sie versteckt das gesicht im mantelkragen, stemmt das haustor auf, und verschwindet im flur. oder ist alles geträumt?
 lautlos fällt das tor ins schloss.

Hilde Schmölzer

Wenn ich durch die Straßen gehe.

Wenn ich durch die Straßen gehe, habe ich oft ein großes Gefühl der Unwirklichkeit. So seltsam und schemenhaft schwimmt alles an mir vorüber. Die Menschen gehen schnell oder langsam, sie lachen, ihre Mäntel wehen. Manche bleiben stehen, bilden bewegte, konturlose Gruppen, während andere um diese herumkreisen, beziehungslos und doch eine Einheit bildend.

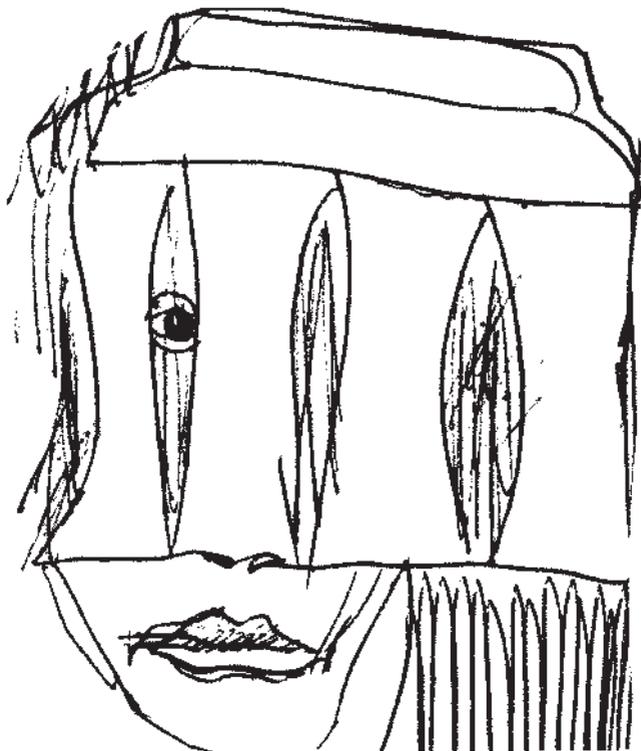
Oft sehe ich Kinder. Sie betreten die Straße, als gehöre sie ihnen. Wie hüpfende Bälle, dem Gesetz des Augenblicks unterworfen. Dann beuge ich mich nieder, um ihre Gesichter zu betrachten, und erinnere mich an Äpfel und schimmernde Christbäume.

Manchmal gehe ich wie durch Kartenhäuser. Eine kleine Berührung, und sie fallen in sich zusammen. Es scheint mir dann immer ein Leichtes, in das Fenster des dritten Stockwerkes zu fliegen, um der teppichbürstenden Hausfrau guten Tag zu sagen. Oder mich irgendwo auf einem Schornstein niederzulassen, um die Stadt von oben zu betrachten. Manchmal allerdings ist es auch ganz anders. Dann sind die Häuser dunkel und schwer, und die Straßen enge Schluchten, in denen sich das Leben vielfältig und fast drohend ballt. Es will die Straßen sprengen, die Häuser niederreißen, um sich auszubreiten, auszudehnen, in die Felder hinaus und zum Horizont. Ich höre dann alle Autos der ganzen Stadt, ich höre alle Straßenbahnen und alle Züge über Brücken donnern, und ich sehe, wie der Rauch aus den Schornsteinen gerissen wird und zerfetzt über die Flüsse taumelt, bevor sich seine fliehende Fahne beruhigt hat.

Wenn ich vor den Auslagen der Geschäfte stehe, ist es oft, als sei ich ein kleines, ruhendes Teilchen in einem schwimmenden Strom. Die spiegelnden Glasfenster schwanken auf und nieder, die Lichtreklamen zucken und die ausgestellten Gegenstände werden vom schnellen Vorübergleiten der Menschen zerschnitten, während dahinter lautlos hin und her gleitende Verkäuferinnen eine Gegenbewegung schaffen: ein Lächeln – die langbewimperten Lider der Kundin fallen, wie zu schwer von schwarzer Schminke, über den Augen zusammen – eine Hand lässt Seide in Wasserfällen über den Ladentisch rauschen. Der Kauf wird abgeschlossen. Die Türe öffnet sich. Und in einer Sekunde fällt die Welt drinnen und draußen zusammen, fließt zusammen, während der Geruch von schwerem Parfum sich irgendwo am Ende der Straße verflüchtigt.

Ich liebe die Kirchen. Sie sind wie dunkle Festungen am Rande des eigentlichen Geschehens. Meist bleibe ich stehen, um sie zu betrachten. Ich bewundere ihre alten Steinquader und die Figuren über den Portalen. Und betrete eine Welt, in der die Dämonen und Engel greifbar sind, eingebettet in den Sternenmantel der Kuppel, getragen von Gebet und Weihrauch. Oft auch höre ich Orgeltöne über die Straße flattern, schön und fremd, eine Sehnsucht weckend, die nicht erfüllt wird. Und ich sehe Prozessionen weiß gekleideter Priester und schwarz gekleideter Frauen. Während ich am Gittertor stehe und die Blütenblätter einer Heckenrose zähle.

Manchmal auch ist es Herbst in der Stadt, und dann rollen die Kastanienbäume wie bunte Farbkugeln die Allee hinunter. Alle Häuser wirken sehr hell im Widerschein des Laubes, und die Luft ist satt und schwer von der Trägheit des Sommers. Mein Fuß berührt die braunen, glänzenden Früchte, die zwischen den verbrannten Blättern liegen, und wenn er eine lieb gewinnt, dann gibt er ihr einen leichten Stoß – und dann noch einen- und dann laufe ich hinterher, und die Baumstämme gleiten an mir vorüber, so rasch, dass ich sie gar nicht zählen kann. Ich laufe bis vor die Stadt, auf den Hügel, den ich mir immer gewünscht habe. Und dort warte ich, bis der Mond die Straßenlampen löscht.



M.H.

im Alz-Heim gefangen...

(Siebdruck)

Martin Stankowski

Abstand. Jetzt.

Für einmal kam ich reichlich zu früh: Allzu sehr beeilte ich mich beim Abwägen, ob ich mich betont feminin oder, wie ich mich zurzeit fühle, als ältere Frau zeigen sollte. Nach 40 Jahren stand ihm wohl nur mein Jugendbild vor Augen, damals, als wir uns kurz, aber eng miteinander verbanden. Wenn er mich überhaupt erkannte! Ich entschied mich dann für Schlichtes, Rock, Bluse; meine Haare jedoch band ich zum Pferdeschwanz, wie einst ... Ich stand an der Ecke, der Abstand sollte mir eine gewisse Sicherheit bieten. Ich wollte beobachten, wie er ankomme, aussehe, sich verhalte. Dass er eigens eine lange Fahrt auf sich nahm, machte mich unsicher, nervös – eigentlich unpassend, lernte ich doch, entschieden meine Frau zu stehen. Ich sah zerstreut auf den Verkehr, zum Himmel, in die Runde ... Es war bereits 8 Minuten über der Zeit; früher verspätete er sich niemals. Ich trat ein paar Schritte vor, das Licht schien hier klarer: Wohl deshalb spürte ich, dass mich jemand anblickte. Er saß auf dem Brunnenrand und sah zu mir. Sah er mir zu? Ich ging hinüber mit weichen Knien; verärgert über die gebotene Vorstellung. Er indes lächelte mich mit den Augen an (grad so). Die Augen prüften nicht, strahlten nicht; sie wirkten wie belebtes Wasser tiefgründig und aufmunternd. Er erhob sich und küsste mich, wie in seinem fremden Heimatland, dreimal auf die Wangen. „Da bist du ja, meine Gute“, sagte er. Warum nur fand ich den abgegriffenen Ausdruck absolut passend? Ja, ich war ihm gut gewesen seinerzeit, oder auf was spielte er an?

Die Hände im Rücken meinte er, der Beckenrand sei für uns als Paar (ja: so!) kaum das Richtige. „Schlage einen besseren Platz vor, ich kenne mich nicht mehr aus, die Straßenzüge, natürlich, aber die Geschäfte, die änderten allemal.“ Ich deutete matt über den Platz aufs Café, fragte, ob er denn schon lange – und stockte. Er sagte etwas wie „10 Jahre, also ein Viertel der Zeit“, dann, verstehend: „Ob ich dich beobachtete? Nein (und ließ mir keine Reaktion) aber ansehen, und was ich sah, gefiel mir.“ Ich muss steif gelaufen sein, denn auf halbem Weg nahm er sanft meinen Arm, murmelnd (während meine Verkrampfung nur zunahm): „Nicht doch, Isa.“ Er zögerte keine Sekunde, seine alte Koseform meines Namens zu gebrauchen; oder ob er sich das zuvor zurechtlegte? Nein, denke ich, ihm war unser fernes Verhältnis eben völlig präsent, trotz dem gewaltigen Abstand und seinem, wie ich erfahren hatte, etwas vertrackten Leben, mit erster Frau, erwachsenen Kindern und, seit langem, der zweiten Gattin, die er – das spürte ich selbst beim überraschenden Telefonat vor 3 Wochen, als er mich „denn endlich, endlich“ (so wörtlich!) erreichte – sehr, sehr gern haben musste, vorsichtig ausgedrückt. Also staunte ich, warum mir kribbelig wurde ...

Wir fanden einen Platz abseits am Fenster; er setzte sich mir gegenüber. Leicht geblendet lächelte er: „Nimm nur eine gehörige Portion, bald geht die Sonne hinter die Häuser, dann werde ich grau aussehen.“ Ich kannte ihn kaum wieder. Er, einst schlank, sah gut genährt aus. Sein Vollbart rundete wie das schütterte, weiße Haar sein Gesicht, das ich als schmal

und empfindsam erinnerte; die mir neue Brille tat ein Übriges. Ich wusste nicht viel zu sagen. Er schwieg seinerseits, wirkte aber heiter trotz einer spürbaren Anspannung; sie begriff ich sofort: Es zogen (wie bei mir!) vor seinem Geist einige Wolken vorbei, er spürte den Schatten. „Es ist schön, dich zu sehen“, sagte er schließlich, über die Getränke hinweg. Dann räusperte er sich, bevor er hinzufügte „Na, grad einfach ist's für mich ebenfalls nicht.“ „Erzähle mir von dir.“ „Nein, du zuerst.“ Das Wichtigste zur aktuellen Situation gingen wir in einer Art Telegrammstil durch. Diesen Nachholbedarf bald endgültig beiseite schiebend, kam er auf das Wesentliche: „Unsere wenigen Monate begleiten mich nach wie vor. Die erste ehrliche Liebe prägt dauerhaft, ich machte niemals ein Hehl daraus. Meine Frau weiß also um uns, obwohl ... Erlebte Dinge lassen sich kaum echt beschreiben, mögen, ausgesprochen, eine andere Wertigkeit bekommen. Ich meine, das wäre es: Heute die Erinnerung gemeinsam wenigstens anzutippen, oder belastet es dich?“ „Ach, ich ...“ „Ist in Ordnung, lassen wir's bleiben.“ „Das will ich doch auch nicht“, ich wirkte sicher verlegen, verwirrt. Darauf er: „Komm, wir brechen auf, das Laufen macht's leichter.“ Ich wollte zahlen, da legte er kurz die Hand auf meinen Arm – nein, ganz harmlos, aber ich erahnte, gerade dies verblieb mir bindend all die Jahre: nicht die Berührung, sondern seine schlichte Art, die fürsorglich ist und zugleich beschützend, nicht wehtun will. Nicht wehtun heißt indessen immer auch ein wenig Distanz.

Wir wandelten also im Park, fast als einzige Personen, wir setzten uns auf eine Bank. Im Abendlicht blitzten seine Augen auf, schon im Café bemerkte ich's. „Was belustigt dich an mir?“, rief ich verärgert und, wegen seines Zögerns: „Stell dich nicht so an, wir alten Freunde, rede schon.“ Er wog die Worte ab: „Kein Amüsement, ich bitte dich. Wenn du deine Arbeit, deine etwas einsame Selbständigkeit beschreibst, siehst du wirklich älter aus. Doch ab und zu vergisst du die gestandene Frau, die du mir zeigen willst, es kommen lebendige Bilder, drängt Tieferes nach oben. Dann zieht ein Leuchten über dein Gesicht, alles glättet sich, du siehst jung und zugleich alterslos aus, froh, als wenn ein Teil deines Werdegangs dich nicht mehr befremdete ...“ Er brach ab, er brauchte nichts hinzuzufügen, erkannte genau, was in mir vorging. Ich war den Tränen nahe, als sich sein Blick in ein entferntes, mir verschlossenes Land richtete.

Nach einer halben Stunde fragte ich unvermittelt: „Und jetzt?“ „Nun, wir sehen uns hoffentlich bald“, eine Feststellung ganz ohne Frage- oder Ausrufzeichen. „Nein, ich meinte, was machst du jetzt?“ Er schaute auf seine Uhr: „Jetzt löse ich meine Frau aus, sie wartet ...“ Da reagierte ich sauer: spielte er mir etwas vor? „Nein, meine Liebe (sein Ton klang wirklich lieb), dieses erste Wiedersehen musste uns allein gehören. Du wirst Angelika kennen, lernen, das heißt, nur wenn du es auch magst.“ Zum Abschied gab es keine konventionellen Wangenküsse, sondern er drückte mich mit einem „Pass auf dich auf, vergiss das Mädchen in dir nicht“ kurz an sich und schaute mich gütig an: „Ich meine es ganz ernst.“ Ich sah ihm nach: Er drehte sich einmal um, winkte mit angedeuteter Kussband, ging zügig fort. Mir war heiß und kalt zugleich. Einsamer nie, heißt irgendein Gedichtanfang ...

Gregor M. Lepka

Morgen

An den Fensterscheiben
klebt noch die Nacht.
Zurückgezogen hat sich der Traum,
hat Platz gemacht für das Gefühl,
verloren zu sein, in einem
nicht näher bestimmbar Zustand
für die Weigerung, aus dem Schatten zu treten,
den Sonnenaufgang schon auszuhalten.

Augenstern

Im Auge der Stern, Augenstern,
ausgesickert der Blick, offen
der Horizont. Weithin Land,
vergessen, abgezweigt von der Erfahrung,
dem Spiel mit der Vergangenheit.
Mit Lächeln versehen, mit Abstand;
dem Strom überlassen, der sich
verzweigt und wieder findet,
bis ihn ein Maar verschlingt.

Perspektivenwechsel

Mit einer Reise abgeschlossen
die Verwerfungen der vergangenen Tage,
aufgeschlagen vorgefundene Kataloge,
Schweigen angedacht trotz verhärteter Fronten.

Das Ausmaß der Katastrophen
nicht mehr gering geschätzt
im Überschwang der Gefühle.

Den Blick geschärft,
wo ein Perspektivenwechsel von Nöten,
langsam den Fluß der Zeit
zum Versiegen gebracht.

Rudolf Kraus**lebendiges bild mit tod allgegenwärtig**

immer wenn du
das leben so richtig spürst
ist er da
auch da
immer allgegenwärtig

das kurze frösteln
nach dem regen
die ungewollte träne
die einen leichten
schleier über deine
augen wirft
und die schwarzbraune katze
die unter den weinreben
auf der lauer liegt

Brigitte Pixner**Die Panorama-Wand**

Als schließlich Eva ihr Herz nicht mehr gehorchte, zu schlagen aufhörte, nachdem der *Todesengel* sie so lange gewürgt hatte, bis der letzte Lebensfunke in ihr erloschen war, versank sie in unergründlich tiefes Nachtdunkel. Das ist das Ende – dachte sie, oder etwas in ihr. Und dann erschien es tatsächlich, jenes große Licht, das sich all jenen zeigen soll, die sich anschicken, *hinüberzugehen* ... Ein Licht wie eine nebelverhangene Sonne oder ein silberblass schimmernder Vollmond. Allmählich löste sich jedoch eine dunkle Gestalt daraus. Sie kam Eva irgendwie bekannt vor, oder hatte sie sie nur erahnt? ... herübergeholt aus ihrer Erinnerung, aus Fieber- oder Wachträumen?

Schlug sie nun, die *Stunde des Gerichts*, in der alle guten gegen die bösen Taten abgewogen wurden? (Wobei sich Eva eigentlich keiner absichtlich begangenen schlechten Taten bewusst war, schon gar keiner UN-Taten! Willig hatte sie stets befolgt, was ihr aufgetragen worden war, hatte darüber hinaus öfters – stillschweigend – so manches Unrecht verhindert oder gutgemacht, soweit es eben in ihren Kräften stand, mit ihren sechzehn Jahren. – Nebenbei war das kein Alter, um der Welt endgültig Lebewohl zu sagen. Noch dazu hatte erst unlängst eine Wahrsagerin ihrer Mutter für Eva ein sehr langes, glückliches Leben vorhergesagt ... Nun, reine Geschäftemacherei vermutlich ...). Immer näher glitt die dunkle Gestalt an Eva heran. War einmal ein Greis, dann wieder ein Jüngling. Sein Blick traf Eva, ging, wie gebündeltes Licht, durch sie hindurch, aber nicht so, dass Eva Angst bekam. Diese kühlen, hellen (hellsichtigen?) weltabgewandten Augen prüften offenbar nur, ob sie den Anforderungen *von drüben* auch tatsächlich gewachsen wäre ... So, als wäre Eva aus Glas oder aus durchsichtigem Bergkristall, musterten sie diese Blicke, und je mehr Eva dieser Prüfung standhielt (nein, schlechtes Gewissen hatte sie keines), desto heller wurde auch die anfänglich dunkle Janusgestalt. Wie zwei von innen beleuchtete Wachspuppen standen sie schließlich einander gegenüber; halb lebendig – halb tot ... Um sie her entfaltete sich eine Art Filmleinwand, schloss sich zu einem Rund, dass Eva den Eindruck gewann, der Fremde und sie befänden sich in einem Turm, dessen – wohl mittelalterliches – Gemäuer mit dieser flimmernden Filmleinwand-Tapete umkleidet war. Eine leise, sanfte Sphärenmusik setzte ein, und langsam begannen Bilder und Bildfolgen aus Evas Leben über die Leinwand zu huschen. Vergessene und solche, an die sich Eva noch gut erinnerte.

Sie versuchte einen Zusammenhang, einen ihr bisher verborgenen Sinn darin zu erkennen, und bemerkte, dass es sich um besonders markante Lebenssituationen handelte. Kein Leidens-Kreuzweg, sondern, ganz im Gegenteil. In dieser bildhaften Sprache kamen alle jene Augenblicke, in denen sie sich ganz besonders glücklich gefühlt hatte, zum Ausdruck. Kurz tauchte, von Himmelblau umgeben, eine große Waage auf, blieb aber in Balance. Immer lebendiger und bunter wurden die Bildvisionen, wirkten wie in Tau getaucht, manche davon waren von Regenbogenlicht durchsprüht.

Plötzlich jedoch riss der Film! Zugleich fühlte sich Eva in einem eiskalten Fluss treiben, Wellen umtobten sie, doch war das Wasser nicht schwarz, sondern grün, so, wie die *Enns* seinerzeit, als sie mit den Buben und Mädchen aus ihrer Volksschulklasse darin geschwommen war. Und es *war* die ENNS! – die sie so liebte. Aber wie furchtbar eisig war sie heute! Wahrscheinlich war in den Bergen, im Gesäuse, ein tüchtiges Unwetter niedergegangen oder hatte es gar geschneit?! Hilflos trieb Eva dahin, ihre Glieder drohten zu erstarren. Wo ist denn nur ein Ufer?, dachte sie verzweifelt. – Gerade da spie sie die Enns so unvermutet aus, an „Land“, als wäre der Fluss ein unwilliges Pferd, dass den Reiter, seiner überdrüssig, abrupt abwirft!

Gerettet!! Erschöpft fand sich Eva am „Ufer ihrer gewohnten Umgebung“ wieder. Elendiglich kalt war ihr, ihre Kehle brannte, und Tränen liefen ihr unkontrolliert übers Gesicht! Es musste in der Tat etwas Schreckliches passiert sein! Das Zimmer wirkte wie das reinste Schlachtfeld. Was die Ursache dieser Verwüstung war, wusste Eva nicht (mehr?). Doch das war ihr gleichgültig. Sie lebte – das allein zählte ...

„Ich war tot, mausetot! Wirklich! Glaubt mir!“, behauptete sie später den Eltern gegenüber. Diese glaubten ihr natürlich nicht. Rieten Eva nur besorgt, niemandem von ihrem „jenseits-Erlebnis“ zu erzählen. „Die Leute könnten dich für verrückt halten! – Wills du das?!“ Nein, das wollte sie keineswegs ... und schwieg ...

Dass es aber damals doch um Leben und Tod gegangen war, dessen war sie sich sicher. Und auch, dass letztlich ihr Überlebens-*Wille*, ihre Liebe zum Leben gesiegt hatte. (Ihrem Freund zum Trotz, der sie betrogen hatte!).

Vor dem Tod hatte Eva jedoch *keine* Angst mehr. Und vor dem *Leben* schon gar nicht! – *Fast* nicht!

Lennart von Corvey Zeitträume mit dem Tod

Ah, das tat weh! dachte Simon, und wieder schoss ein Schmerz durch den ganzen Körper, wenn er nur versuchte, ihn leicht zu bewegen. Irgendetwas stimmte nicht. Doch die Müdigkeit war stärker als der Wunsch, auch nur einen Finger zu heben. Einschlafen durfte er jetzt nicht. Nur nicht einschlafen. Langsam öffnete er die Augen. Sterne über ihm. Nacht. Zwei Bäume reckten ihre kräftigen Stämme gen Himmel, einer schien mit seiner Spitze geradewegs auf den Vollmond zu zeigen. Der Wind ließ schwarze Wolken am Mond vorüberziehen, mal ihn bedeckend, mal sein Licht freigebend. Simons Cabriolet war in der Kurve vom Weg abgekommen, hatte zwei junge Bäume entwurzelt und einen älteren Baum gerammt und stand nun völlig zerstört auf einer Lichtung. Simon glaubte zu sehen, dass sich irgendwer von links näherte, etwas Großes auf dem Boden ablegte. Dann sah er schemenhaft etwas Schwarzes vorn auf dem Auto. Schlaf. Traum.

Ich muss eingeschlafen sein, denkt Franzl bei sich. Resi, seine Lieblingskuh mit dem besonders freundlichen Gesicht, hat ihn aber gerade mit ihrer Glocke geweckt. Ach Resi! Ein herrlicher Tag, es duftet nach frisch geschnittenem Heu. Er hört von weitem die Kirchturmglocke läuten im Tal. Wird's schon Abend? Die Kühe muhen laut, sie müssen heim in den Stall. Franzl setzt seine Filzmütze auf und will gerade die Tiere hinabführen. Auf der Fels Spitze am Gammerjoch sieht er in der Ferne einen Mann stehen, der ihn unentwegt anstarrt. Wer ist das, und wie ist der bloß dort hochgekommen? denkt er. »Heda! Grüß Gott!« Doch der Mann erwidert seinen Gruß nicht und starrt fortwährend in seine Richtung. Da sieht Franzl die Traudl, eine seiner Kühe. Was macht die denn da oben? In Richtung Gammerjoch ist sie die Wiese wohl immer weiter hochgestiegen und befindet sich nun gefährlich nahe am Abgrund, der die Weide vom Gammerjoch trennt. Wär' ich bloß nicht eingeschlafen, denkt er bei sich. Franzl beeilt sich, um zu ihr zu gelangen. Schnaufend rennt der Junge die steile Anhöhe hinauf. Der Mann schaut ihm immer noch zu. Soll er doch starren der Fremde, die Traudl hole ich hier runter. Wenn ich auch ihn noch von der Felsnadel holen soll, dann hat er gefälligst sein Maul zu öffnen! Stoanschädl, hinterfotziger!, denkt er. Dumpfes Grollen kommt von oben. »Naa! A Lawine! Traudl, kimm schneii!« ruft Franzl. Doch dann bekommt er Angst und er überlässt die Traudl sich selbst, läuft um sein Leben. Er stolpert. Schlaf. Traum.

Mein Proviant ist fort. Auf der Flieh-Hatz verloren, stellt Nithard aus Franken traurig fest. Wie kann ich bloß meinen Hunger loswerden?, seufzt er in Gedanken. Die Männer reiten durch ein dicht bewaldetes Tal. »Die Sachsen sollten sich schämen. Sie sollen kämpfen wie Männer, nicht wie Waschweiber!« Rutgart, der hünenhafte Anführer der kleinen Soldatengruppe hat gerade zehn seiner Leute durch sächsische Heckenschützen verloren. Nithard reitet als letzter in der Gruppe derer, die noch übrig sind, als plötzlich sein Sattelgurt reißt. Er fällt unsanft auf den matschigen Boden. Als er sich aufrichten will, stürmen die Sachsen zu Pferde von hinten heran. Rutgart und seine Leute fliehen. Nithard schaut sich ängstlich um. Da durchbohrt ein sächsischer Pfeil seinen Brustkorb.

Er bekommt Atemnot. Ein Mann steht vor ihm, er trägt eine Mönchskutte mit einer schwarzen Kapuze auf dem Kopf. Tausend Gedanken schießen Nithard durch den Kopf. Der Mönch kann der Schütze nicht gewesen sein, da er aus der anderen Richtung gekommen ist. »Ich komme, dich zu holen. Es ist Zeit.« – »Wer bist du?«, will Nithard wissen. »Der, vor dem ihr alle die größte Angst habt.« Der Franke humpelt rasch davon. »Nein«, hechelt er, während er nach Luft ringt. Dann stürzt er. Der Mönch hilft Nithard hoch. »Geh weg, nein! Geh weg!« Und dann zieht der Soldat sein Schwert. Doch alles verschwimmt vor seinen Augen und er merkt noch, wie er zusammensinkt. Der Mönch ist von ungewöhnlich kräftiger Statur, hebt Nithard auf und läuft mit ihm den Waldhang nach oben, so als ob das Gewicht gar nichts sei. Als Nithard seine Augen öffnet, ist es Nacht. An einer sehr breiten Lichtung, an der zwei Bäume ihre Wipfel gen Himmel richten, sieht Nithard im Vollmondlicht einen jungen Mann schwer verletzt und blutüberströmt. Er befindet sich in einem Etwas, das halb zerstört aussieht, was immer es ist, ein eiserner Kasten, ein komischer Kutschenrest mit kleinen Rädern. Schlaf. Wach.

Er spürte immer noch Schmerzen, sobald sich nur ein Teil seines Körpers regte. Simon öffnete die Augen. »Komm«, vernahm er eine ihm inzwischen bekannte Stimme, »gleich ist's vorbei.« Da saß er, dieser Mann aus Simons Träumen. Ganz nah. Auf dem verbeulten Eisen vor ihm. »Was wollen Sie?«, wollte Simon wissen. »Ich komme, dich zu holen.« – »Rufen Sie lieber einen Krankenwagen.« stöhnte Simon. »Das wird nicht notwendig sein«, entgegnete der Fremde, »es ist nun Zeit zu gehen.« – »Ich kenne Sie nicht. Dann gehen Sie halt.« – »Oh doch, wir kennen uns sehr gut. Ich bin der Tod!« sagte der Mann. Oh Gott, zu allem Unglück noch ein Psychopath, grübelte Simon. »Ich kenne nur das Leben, und ich bin zu jung zum Sterben. Bitte rufen Sie jetzt endlich einen Krankenwagen«, flehte der Verletzte. »Zu jung ist niemand zum Sterben. Und du, du bist viel älter, als du denkst!« herrschte er ihn an. »Aber«, fuhr er fort, »ihr alle verwechselt das immer.« Mit diesen Worten ließ er Simon im Unklaren, was er damit meinte. Eine Wolke zog vorbei und befreite das Licht des Mondes. Simon sah, dass das abgelegte Etwas ein Mensch war, mit einem Pfeil in der Brust. »Siehst du? Das waren keine Träume«, fuhr der Fremde fort, »das waren deine Zeiten vor deiner Zeit. Das waren deine Leben vor deinem Leben. Dort liegt dein Körper, den du hattest, als du im Jahre 807 starbst als fränkischer Kämpfer im Dienste Kaiser Karls des Großen gegen die Sachsen.« Damit zeigte der Tod auf den leblosen Körper des getöteten Kriegers. »Die Lawine in den Alpen hatten Traudl und Resi überlebt, Franzl hingegen nicht, Anno Domini 1618. Das waren nur zwei deiner Zeiten aus der Zeit.«

Die letzten Worte hörte Simon immer mehr schallend wie aus einem Tunnel. Dann wurde es ruhig. Er spürte den Tod, wie er ihm jetzt ganz nah war und wie er ihm leise ins Ohr flüsterte: »Die Zeit ist ewig. Wer ein kleines Stückchen mitreisen will, braucht Körper und Leben. Immer wenn ein Körper sein Leben verliert, fällt sein ›Ich‹ aus der Zeit.«

Tod.

Christine Vetter zugzwang

gleichmäßig im
zug der zeit gleiten
im zug und
vorbei und
für immer vorbei
zug um zug
immer näher dem
alten schmerz
und aussteigen
als sinnlos wissen
was heimat hätte
werden können
es wartet jetzt niemand
hier mehr
und der nächste zug
fährt ab und durch
in einem zug
hindurch
kein erwarten
auch beim nächsten halt
kein halt
zu erwarten
nirgends mehr
nichts
zu erwarten
das einstvertraute
klemmt das atmen
ab und ein und
aus in einem
zug um zug
enger noch als
gelebt vorgestellt
und keine träne
die sich
zurückweinen lässt
der berg jetzt
der berg und
panik im zug

gleichmäßig zurück
 in die andere zeit
 gleiten
 und der berg jetzt
 für immer dieser
 vorüberberg
 und die panik im zug
 kein atmen im
 zwischenherz
 alles setzt aus
 dahinter
 und alles
 wirft sich zurück
 aus der zeit
 unbarmherzig
 der zug
 schneidet alte bilder auf
 brennt sie neu ein
 kein wegschauen
 warum
 da der alte ort
 der weg
 und rechts hinunter
 drei gassen weiter
 das rosa haus
 hätte doch keinen
 sinn mehr
 atmen zittert
 sich durch
 trockentränen
 im hals
 der zug
 der zug
 endlich weiter
 ein blick gebannt
 reiß ihn ab
 in der zeit aus
 der mitte
 zug um zug

Edith Sommer
einst war ich pflanze

einst war ich pflanze
 und dann ward ich tier –
 wassertier landtier vogel
 was weiss ich? –
 jetzt bin ich mensch
 und fange an
 das knäuel meines lebens abzuspuhlen
 bis zum beginn des fadens

erinnerungsbilder tauchen auf –
 seit längst vergangener zeit am faden haftend –
 wenn hie und da das knäuel stille steht
 sei's weil ein knoten sich gebildet
 sei's weil die hand ermüdet die den faden zieht

wie lebte ich als pflanze?

es wird noch eine weile dauern
 bis ich das knäuel so weit abgespult
 dass es – ganz klein geworden –
 mir auch noch dies geheimnis offenbart

vielleicht jedoch ist dann die zeit zu knapp
 die meinem geist noch bleibt
 es zu begreifen

Eva Kittelmann**Ich bin ausgegangen ...**

Bin ich gestiegen oder gefallen, geflogen oder geglitten? Im Irgendwo bin ich gelandet, in einem Zustand namens „AlleZeitderWelt“. Das will begriffen sein. Das Bewusstsein ist da und sagt mir klipp und klar: Du kannst aus dem Gefüge der Gesellschaft fallen, aus dem Schoß der Familie, aus einem hochheiligen Versprechen oder aus Normen und Traditionen, das ja – nicht aber aus der Zeit. Sie läuft weiter, unbeirrbar unbeirrt, sie steigt über dich hinweg. Insofern wir nämlich Zeit als Konstrukt des denkenden Menschen definieren, als Welt und Sein umspannenden Begriff, der Damals, Gestern, Heute, Morgen, ordnet und auseinanderhält, fällt aus dieser vernunftgemäß und willentlich geschaffenen Bezeichnung „Zeit“ per se schon einmal nichts und keiner heraus ...

Es sei denn, jemand wäre ein Traumtänzer wie ich, ein Tagesverschläfer, der rare blaue Vogel der Weißen Nächte; ein Sucher der Retrospektive seiner selbst, ein Ich, das sich vielleicht unbewusst transponieren will nach – ja, wohin?

Aus mir herausgegangen bin ich, wie vor mir her, in Trance. Die Uhr vom Handgelenk gelöst, Großmutter's Glasschrank still ausgeräumt, schwarze Markisen aufgezogen, die Ohrgänge tot gestellt, die Zunge beschwert mit den ein Leben lang gesammelten Steinen vom Meer, aus den Bergen. Auf Unter-, Überweltreise bin ich, trage eine Maske, beschwöre mich herauf als Gesicht und Gestalt, die es eigentlich nicht gibt. Begegne Niemand. Auch er erkennt mich nicht. Alles an mir ist Augen, Augen so staunend und so groß, als brächen Blitze hervor hinter geschlossenen Lidern, Nachbilder, leuchtende Punkte und Striche. Ein anderer Himmel tut sich auf mit anderen Sternen.

Magische Vielfalt zwischen Sein und Schein entzieht mich dem normalen Takt der Stunden. Glaube zu sehen, was keiner vor mir sah – das Individuelle: die Bärenatzen schnitzen sie hier aus Jade, Quecksilbertränen zittern hin über rosa Pilze; ein kommender König fängt sich Silberlachse ein für Krone oder Diadem. Ein Gegenwelt-Konzept rast auf mich zu, wird mein. Ich habe mich herauskatapultiert auf die verachtete Spielweise der als bizarr verschrienen Traumsequenzen, kein Grenzzaun mehr zum Weiten Land der Seele. Was hier hervorbricht, nenne ich unvergleichbar allem Gewesenen und Kommenden, Entwürfe des Moments und gänzlich mein. Launen des Nachtaugenblicks, herausgeschleudert aus dem eigenen Wollen – nicht länger Abziehbild von Gegenständen, sondern primäre Wahr-Scheinlichkeit – die m e i n e.

Ich habe die Realität hinter mir gelassen, unter mich getreten. Bin schon in anderer Konfiguration, habe für jede Phase eine neue Farbe, für jeden Glockenschlag einen Laut, für jedes Bild ein anderes Wort. Beglückung tritt ein und Verstörung zugleich im Nochnichtwissen von den Möglichkeiten dieses Zustands, die wohl auch Schmerz bringen werden – die Wehen der schöpferischen Geburt. Ich, Mensch, Person geworden, wo ich die Dinge neu benenne, nun Dichter einer Welt, aus der allein ich leben bleibe? Nietzsche umschrieb das so: Es wird, wer sonst Subjekt war, in dieser Maske und durch

seinen Stil Person, ja Künstler. Noch später einmal werden sich in einem Buch die Verse finden: ... *dann gelingt es / in Traumwindungen / schwebend ohne festen Ort / wo Misteln gedeihen / (zu) brauen den Trank / der Eintritt erlaubt ins Reich / aus Trichterpilz und Eichelhut / ... zeitlos ...* *)

Bin ich geflogen oder tief hinab geglitten? Stieg ich nicht auf ohne zu fallen? Von hinter den Augen kommt, was Normalzeit gnädig verbirgt. Ich erkenne jählings boshaft platzende Adern und Sehnen, zerrissene Venengeflechte. Vakante Plätze, vagantes Wundergut, begehrens-werte Schätze. Ich unterhalte mich mit dem Herrn der Fliegen in reinem Argot. Suche die Fliederfee, finde die Hexe. Ihr Wackelzahn glänzt wie ein Implantat. Und wieder andere Sterne, die bluten. Es sausen plötzlich Guillotinen. Spritzende Köpfe, zischende Töpfe, Massaker. Immer größere Menschenverachtung: Vernichtung aus nichts als Hybris und Lust. Zeitgefühl kennen wir nicht, sagen die Schlächter, und keine guten Geister sind mit ihnen. Es war und wird sein; es kommt immer wieder, Punkt für Punkt: 1492, 1517, 1648, 1789, 1848, 1914, 1933; dann der Lichtblick: 1989; nur, die totale Zerstörungswut steht noch bevor: 9/11. Die Rüben werden dick, die Trauben reifen jedes Jahr. So mischen wir den Saft von beidem, sagt der Hauer. Kaleidostroke Rötten, regenbogenartig, über mir: *Rot ist die Liebe, rot das Blut; rot ist der Teufel in seiner Wut* ... Gut, dass es Engel gibt, die hinter Bergen wohnen, die keine Pässe haben!

Das tiefe Neigen vor den Wundern, Verwerfungen, Verwundungen lähmt nach und nach, das Sterneschauen verquält mir den Nacken. Ich Tagesverschläfer, ich hoffnungsloser Bildersucher, der Jetztzeit verlorener Sternwelthaucher füge mich darein, wehre mich nicht mehr, erwarte den Tag – es ist genug. Die Bilderbogenwimpern schlag ich auf ins widerspruchlose bequeme Erwachen, den Stein der Weisen unverschluckt im Mund. Ich hab alles gesehen, synoptisch überhöht, tief innen, wohin Zensur nicht reicht: Star wars, cirques du soleil – das extrem Schöne neben dem ultimativ Bösen – erklärt wurde nichts. Der Deutung ausgesetzt bleibt das Ich.

Was geht mich diese Zeit noch an? Ich bin ausgegangen, über mich hinausgestiegen, war außerhalb der Gegenwart in einem Zusammen-Dichten aller Zeiten. Neben der Zeit hab ich mich bewegt, geschaut, betrachtet, bedacht – auf eine verwirrend beglückende Weise.

*) Zitiert nach Friedhelm LÖVENICH in „Vers_Netze 5“, *Deutschsprachige Lyrik der Gegenwart*.

Monika Vasik**Wenn**

Die Wohnung war genau richtig für ihre Pläne. Sie flanierten durch die Räume, spielten mögliche Situationen durch. Schließlich waren sie sich einig.

Und, meinte Eurydike, wovon werden wir die Miete bezahlen?

Da brauche sie sich keine Sorgen machen, lachte er. Seit dem Gewinn des Song-Contests wolle jeder seine Musik hören. Und wenn die Kinder einmal alt genug seien, könnten sie gemeinsam, er meine als Duo, wenn sie nur wolle, ob sie wisse, wie gern er.

Sie gab ihm einen Kuss und er küsste sie wider. Ein paar Tage später zogen sie ein.

Er meidet das Licht, mag nicht mehr die Sonne sehen. Den ganzen Tag über sind alle Rollos herunter- und die Vorhänge vorgezogen. Er sitzt in Eurydikes Zimmer. Nebenan der Fernseher, das flackernde Blau an den Wände. Er hat den Ton abgedreht, will nichts hören. Braucht Stille, Stille den ganzen Tag.

Sobald sich abends die Dunkelheit über die Stadt legt, dreht er den Fernseher ab, zieht die Vorhänge zur Seite, öffnet die Rollos, die Fenster, eines nach dem anderen. Bei jedem Wetter steht er dann da, auch wenn es regnet oder der Wind ihm hart ins Gesicht fährt. Wandert von Fenster zu Fenster, starrt ins Dunkel vor sich oder in klaren Nächten hinauf zum lauernden Mond und den Sternen. Erst zwischen ein Uhr nachts und vier Uhr morgens, wenn es auch draußen still ist, kommt er manchmal zur Ruhe und etwas wie Glück breitet sich in ihm aus. Er zieht einen Stuhl heran, legt die Arme aufs Fensterbrett, vielleicht seinen Kopf darauf. Und wenn er so dasitzt und ins Dickicht hinauslauscht, fühlt er sich Eurydike bisweilen ganz nah.

Wenn sie eine andere Wohnung.

Wenn sie in einen anderen Stadtteil.

Wenn er nicht schnell schnell.

Wenn er sie nicht allein.

Wenn er ein paar Minuten früher, später, nicht zur falschen Zeit.

Wenn er nicht mit ihr telefoniert.

Jeden Morgen gegen halb fünf schließt er die Fenster, lässt die Rollos herunter, zieht die Vorhänge vor, einen nach dem anderen. Dreht den Fernseher auf. Zuletzt geht er in Eurydikes Zimmer, schaltet das Licht an, öffnet ihren Kasten, betrachtet ihr Gewand. Manchmal zieht er ein Teil heraus, vergräbt seine Nase darin. erinnert: Ihre weichen Brüste, den Schwung der Taille, ihren knackigen Po, den Geruch ihres Halses, ihre Knie. Dann legt er das Kleidungsstück wieder an seinen Platz. Tritt einen Schritt zurück, um schließlich ein Stück auszuwählen und auf den Garderobenständer zu hängen. Er nestelt mit den Fingern daran, drapiert den Kragen, einen aufgeschlagenen Saum. Schließt den Kasten, schaltet das Licht aus. Wartet, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt

haben, prüft alles noch einmal. Erst dann setzt er sich an den Platz an der Psyche, an dem sie früher jeden Morgen ihre Haare büstete, und streichelt die Umriss ihrer Kleidung mit seinen Blicken.

Er verließ die Wohnung, als Eurydike noch schlief. Hektisch, weil abends zuvor keine Zeit, er seine Instrumente. Die Noten nicht gleich. Hetzte ins Schlafzimmer. Sacht sein Kuss. Riss sich los. Eilig die Tür ins Schloss.

Von unterwegs rief er sie an. Wollte sie. Hören noch einmal, bevor.

Abends zuvor hatte Eurydike von ihrem leisen Verdacht. Dass die Regel schon zwei Wochen überfällig. Du weinst ja, hatte sie gesagt. Er hatte sein Glück kaum fassen können.

she chooses to go
she chooses to come
back or not
chooses to flee him
to run

Nein, nein! Wozu noch diese lyrics? Die Pein sitzt jedem Wort im Hals und erstickt es. Er wird keine Lieder mehr. Kann nicht. Nie mehr. Wie soll er noch singen und was? Das Unheil trägt keine Früchte. Und überhaupt: fliehen? Sie wäre nie. Nie!

Ach, könnte er einmal noch. Sie ein letztes Mal zurück.

Er schreckt auf, das Glas des Spiegels hart an seiner Stirn. Ist er eingenicke? Er richtet sich auf. Sein Nacken schmerzt. Ja, er muss, hat wohl ganz kurz, vielleicht. Wie er aussieht! Die Haare verstrubbelt. Er greift nach Eurydikes Bürste. Führt sie zum Scheitel. Lässt sie wieder sinken. Sein Blick gleitet zum Kleid, jenem leichten mit den Mohnblumen, das sie beim letzten Auftritt. Er hatte kaum die Augen von ihr. Sie immer wieder. Gesungen nur für sie.

Eurydike!

Nein, er darf nicht denken. Jetzt nicht und später auch nicht. Es zerreißt ihn, wenn er daran. Wenn sich alles zusammenballt. Er braucht sich nur ansehen, braucht nur in diesen Spiegel hinein, der immer wieder nur seinen Blick zurückwirft. Er sieht den Schuldigen. Der bloß nicht aufhören will, an Wunder zu glauben, die Einsicht eines Schicksals. Er hatte eine Chance und nicht begriffen. Ein einziges Mal hatte der Spiegel nicht seinen Blick gewendet, sondern war plötzlich durchlässig gewesen. Und er hatte geschaut, war schließlich durch den Spiegel hindurchspaziert, einfach hindurch ... Und dann?

Er quält sich, zermartert sich das Hirn, weil er nicht erinnert. Undeutlich ein Gefühl der Leichtigkeit, als könne er laufen und fliegen zugleich. Ein Augenblick Freiheit. Schwere-loses Schweben.

Als er wieder zu sich kam, sah er sich im Spiegel vor der Psyche sitzen. Voll Hoffnung war er, auf einmal sicher, dass er Eurydike gesehen. Die Umriss ihrer Gestalt vor Augen und den Mond, der in karger Düsternis auf ihrem Haar schimmerte. Er hatte nicht mehr

den Blick von ihr wenden. Wollte sie berühren, voll Zuversicht nach ihrer Hand, sie mit sich. Da war die Faust eines Schattens. Da war ein Sturz. Da entglitt sie ihm. Ohne Grund. Entglitt.

Wenn er damals.
Wenn er nicht wieder und wieder.
Wenn er nicht nur an sich.
Ach wenn.

Als er ihre SMS erhielt, rief er zurück.
„Ich liebe dich auch“, sagte er. „Warst du, ich meine, kriegen wir ...?“
„Bin auf dem Weg. Ich ruf dich gleich ...“
Das Klackern ihrer Absätze. Immer wieder. Das Quietschen von Bremsen, ein Aufschrei, das Bersten von Glas.

Es tappt die Zeit. Ächzend erhebt er sich, zittert mit der Hand über das abgegriffene Holz der Psyche, richtet ihre Bürste. Er passt auf, dass er nichts verändert. Nimmt Rock und Bluse, hängt sie zurück. Dann schließt er den Kasten. Öffnet wie jeden Abend die Vorhänge, Rollos, Fenster, eines nach dem anderen. Wenn er in die Dunkelheit lauscht, weiß er sie bisweilen hinter sich, als wolle sie ihm gleich ihre Hand. Vielleicht auf seine Schulter.
Dieser unbeirrbar Glaube, oder ist es Torheit?, dass alles noch einmal beginnen könne! Warum nicht? Früher hatte er beredsam von Liebe gesungen, dabei nichts gewusst, nichts begriffen. Heute liegt seine Wirklichkeit abseits von Worten. Er liebt Eurydike mehr denn je, auch wenn er sich nie mehr nach ihr umdreht. Und hält sie bei sich, Tag und Nacht.

Christa Maria Till

... Ich aber mag nicht, es gefällt mir nicht, ich habe das Recht, nicht mein eigener Zeitgenosse zu sein ...

(Marina Zwetajewa)

Die Lukasbrüder

Auf dem Monte Pincio in Rom haben sie sich im alten Kloster Sant Isidoro zusammengefunden, der sogenannte Lukasbund, die Lukasbrüder. Sie sind zwar keine religiöse Bruderschaft, aber so was Ähnliches. Wir zählen das Jahr 1809. Die Künstler/Maler hat es aus Deutschland hierhergetrieben, die Sehnsucht nach dem Süden im Herzen. Der heilige Lukas ist ihr Patron, der selbst Maler gewesen sein soll. Sie wollen eine Art Malerorden in klösterlicher Gemeinschaft sein. Sie schlafen in den Zellen des Klosters und malen gemeinsam im Refektorium. Sie blicken voll Bewunderung in die Vergangenheit, in das 15. und 16. Jahrhundert und malen mit Vorliebe Heiligenbilder.

JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD

Ich, Bruder Julius Schnorr von Carolsfeld, präsentiere ihnen mein Bild „Die Hochzeit zu Kana“. Es geht um dieses großartige Wunder, das Jesus vollbracht hat. Es ist ein großformatiges Bild mit einer beträchtlichen Ansammlung von Personen. Unter renaissancehaften Bögen und in einer Laube haben sich die Hochzeitgäste zusammengefunden. Männer und Frauen und Kinder. Hinter ihnen die weite Landschaft mit Bergen. Ein Lautenspieler mit breitkrempigem Hut erfreut die Gäste. Das junge Paar sitzt sittsam in der Laube vor einem roten Vorhang.

Links vorne im Bild sehen wir den Hauptakteur, nämlich Jesus in rotem Gewand und blauem Umhang, an seinem Heiligenschein zu erkennen. Er blickt zu Boden und hält seine rechte Hand segnend nieder. Wir wissen aus der Bibel, bei der Hochzeit zu Kana waren zu wenig Essen und zu wenige Getränke vorhanden, was die Gastgeber in arge Verlegenheit brachte. Da ließ Jesus eine große Anzahl leerer Weinkrüge kommen und wie wir auf dem Bild sehen, der Wein begann aus einer Röhre in die Krüge zu sprudeln. Gelobt sei Jesus Christus.

PHILIPP VEIT

Ich, Bruder Philipp Veit, lasse euch Anteil haben an meiner Freude mit dem Bild „Dante erblickt das Angesicht Gottes“. In einem Oval, das ganze Bild ist in Gold gehalten und das Oval wird außen von Engelköpfen umrahmt, also in dem Oval sitzt die Jungfrau Maria, die Augen sittsam niedergeschlagen. Ihr Haupt schmückt eine Krone. Über Maria befindet sich die Heilige Dreifaltigkeit, der bärtige Gottvater mit den Herrschaftsinsignien, der Sohn in braunem Überwurf und über ihnen der Heilige Geist. Vor Maria, aber

auch vor der Gottheit, kniet ein Dominikanerpater in weißem Habit, sowie der Dichter Dante rot gewandet und mit einem Lorbeerkranz, zudem knien da noch zwei Engel. Der Dichter Dante, der größte Dichter, den Italien je hervorgebracht hat, hat uns in seiner „Göttlichen Komödie“ durch Hölle, Fegefeuer und schließlich zum Himmel geführt. Ihm gebührt nun auch dieser Platz.

FRIEDRICH OVERBECK, SOZUSAGEN DAS HAUPT DER GRUPPE, referiert:

„Nur das ununterbrochene Herzensgebet ist im Stande, die Begeisterung des Künstlers festzuhalten. Wie rein mag die Seele des Fra Angelico, des Malermönches, gewesen sein, so ganz der himmlischen Liebe hingegeben. Wie streng sein klösterlicher Lebenswandel. Das ist unser Vorbild.

Könnte sich einmal das ganze Geschlecht der Künstler herzhaft entschließen, in der Lebensführung wie in der Kunstauffassung dem Evangelium anzuhängen, der Segen des Herrn würde ihrem Schaffen gewiss nicht fehlen. Wenn somit nach allgemeiner Übereinstimmung die Werke der früheren Jahrhunderte religiös sind, weil aus dem Geist der Religion geboren, warum zögern wir dann, die Jugend in die Fußstapfen der Schöpfer derselben zurückzuführen? Woher kommt diese unbegreifliche Verblendung, NICHT HINSEHEN ZU WOLLEN, ...“

Hinsehen wohin? Wir schreiben das Jahr 1809. Napoleon zieht durch Europa und verheert Länder und verursacht ein Massensterben.

Klaus Haberl Filzarbeiten

Was aus den Nadeln will aufschließen,
sprießen und weiter will tänzeln im Klingen,
die Finger in Luft auf, sich lösen vom Körper,
umringen das Weiche, kommend von oben,
(ein Luftgriff). Schnippt Enden und wiegt
und vollbringt es. Spitz, nicht verletzend, die Speere,
die klingenden Stäbe. Winzig nun, wolzig ist,
einzig in sich. Federchen, Ball, dem Halten entsprungen.



Zeit-los Schöne

(Kohlestift)

Alfred Warnes

Das angestregte Suchen
nach Sollbruchstellen und
Jahresregenten
verfärbt den Blick
auf das Dominieren
einprägsamer Piktogramme
über Lehrgebäude
von komplexer Struktur.
Zwischen gespreizt und läufig,
zwischen Zeitlupe und Zeitraffer,
im geschützten Bereich akademischer
Feldforschung
kommt das Staunen zu kurz
über den k. und k. Forstbeamten
als Erfinder der Schiffsschraube.

Nach der Brunnenvergiftung
und dem Hostienfrevell
leuchten milde hervor
die Schleier legenden,
der Zufall als Wunder
mit dem Hinweis
auf den Abtstab
des seligen Utto,
der sich mit dem Verbleib
in der zweiten Reihe abfand,
sozusagen der Silbermedaille.

Zorn als Kraft und Gefahr
Hat Georg Büchner mit
Leonce und Lena bloß
den Einreichstichtag
beim Dramenbewerb verpasst
oder hätte er
ohnedies keine Chance gehabt?
So konnte man ihn
aus formalen Gründen
zurückweisen,
billig, ohne Lektüre,

ohne das Risiko
einer Beurteilung,
die einen hundert Jahre später
schlecht aussehen ließ.

Das Mostholen
aus dem Keller mit Ratten
soll hart machen und stark.
Kein Hort des Frohsinns
wird einstmals
die Rückschau kleiden
in einen Matrosenanzug.
Dieser dunkelgrüne Wald ist Europa
und die Maler
haben ihn gefärbelt
(zum Lied der Sänger).
Wo sind die Kohlenbrenner
und die Tierfallen
und der Totschlag
durch schlecht abgesägte Bäume?

Elfriede Haslehner

FÜR DIE JUNGEN GIBT ES

junge mode
jungen look
junges make up
und jedes jahr
neue junge mode
neuen jungen look
und neues
noch jüngeres make up

WIR ALTEN

können uns glücklich schätzen:
wir brauchen nicht
jedes jahr
neue alte mode
anzuschaffen:
unsere alte alte mode
wird jedes jahr
ganz ohne unser zutun
noch ein bißchen älter

IN DA PENSION

zimmapflonzen
zimmapflonzen
zimmapflonzen
giaßn
umtopfn
schneidn

bettlbrief
bettlbrief
bettlbrief
aussoatian
wegschmeißn
eizoen

reklamzedln
reklamzedln
reklamzedln
auschaun
weghaun

fia wos
frog i mi
lew i eigandli no?



(Kugelschreiber???)

Otto Hans Ressler

Die letzte Offenbarung Über das Trägerische der Kunst

Während die Akquisition von Kunst immer schwieriger wurde und sich die Käufer in nie gekannter Zurückhaltung übten, passierte etwas, das Max anfangs für einen schier unglaublichen Glücksfall hielt. Ein junger Mann betrat die Galerie. Er war auffallend blass, seine Haare waren viel zu lang, seine Schuhe schmutzig, sein ganzes Äußeres zeugte von Vernachlässigung. Man musste nicht Psychologie studiert haben, um zu sehen, dass das kein Käufer war. Da Max den jungen Mann möglichst schnell loswerden wollte, fragte er sehr bestimmt, an der Grenze zur Unhöflichkeit: „Kann ich Ihnen helfen?“ Der junge Mann druckste herum. Dann sah er sich hilflos nach einem Tisch um, um die große Mappe, die er in der Hand hielt, öffnen zu können. Max wollte schon zur Erklärung ansetzen, dass die Galerie Tiefenbach keine neuen Künstler in ihr Programm aufnehme – denn fraglos war der junge Mann ein Künstler –, als er gewohnheitsmäßig einen Blick in die Mappe warf.

Was er sah, raubte ihm den Atem. „Was haben Sie denn da?“ fragte Max so gelassen wie möglich. Der junge Mann, er hatte sich als Benjamin Hoffmann vorgestellt, antwortete: „Ich hab’ das von meiner Oma. Meine Oma ist gestorben. Unten in Eisenstadt. Und wie wir die Wohnung ausgeräumt haben, meine Schwester und ich, haben wir das gefunden. Meine Schwester wollte die Zeichnungen schon wegwerfen, weil sie ein bisschen ordinär sind, aber ich hab’ gesagt: Fragen wir jemanden in Wien, der etwas davon versteht.“

Es handelte sich um fünf Zeichnungen. Max nahm sie nacheinander aus der Mappe. Er musste seine ganze Selbstbeherrschung aufwenden, um seine Hände ruhig zu halten und sich nicht anmerken zu lassen, wie aufgeregt, ja erschüttert er war. Das erste Blatt zeigte einen sich zurücklehrenden weiblichen Akt in Strümpfen, das zweite einen Kinderkopf, das Haar in einem warmen Ocker koloriert. Auf der dritten Zeichnung war ein Mädchen mit toten Augen zu sehen. Darunter befand sich die Zeichnung eines nackten Mädchens in hockender Haltung. Das letzte schließlich stellte offenbar ein Selbstporträt des Künstlers mit nacktem Oberkörper dar, Gesicht und Hände koloriert. Alle Zeichnungen waren mit Egon Schiele signiert oder mit ES monogrammiert.

Max legte die Zeichnungen zurück in die Mappe, verschloss den Deckel aber nicht. „Sie wollen die Zeichnungen verkaufen?“ fragte er. Hoffmann nickte. Er räusperte sich. „Wie viel würden Sie mir dafür geben?“ Seine Stimme war dünn, farblos – wie der ganze Mensch. „Nein“, lachte Max. „So läuft das nicht. Sie müssen mir sagen, was Sie dafür wollen!“ Wieder räusperte sich der junge Mann. „Ich habe an fünfzigtausend gedacht. Aber das ist nur eine Verhandlungsbasis“, fügte er hastig hinzu. „Meine Schwester hat

gemeint, ich soll für jede zehntausend verlangen.“ „Fünfzigtausend ist viel Geld“, erwiderte Max und wiegte nachdenklich den Kopf, als müsse er über diesen Betrag intensiv nachdenken. „Ich gebe Ihnen zwanzigtausend. Jetzt gleich. Bar.“ „Fünfundzwanzig?“ Es klang wie eine Frage. „Sie sind ein harter Verhandler“, behauptete Max. „Also gut. Fünfundzwanzig.“ Er ging zum Schreibtisch, schloss eine Lade auf und zählte die Tausendschillingsscheine ab.

Bevor er dem jungen Mann das Geld gab, fragte er: „Haben Sie vielleicht noch andere Zeichnungen?“ „Ja“, antwortete Hoffmann. „Aber die anderen sind Landschaften, die möchte meine Schwester behalten – als Andenken an unsere Großmutter.“ „Nun“, sagte Max, „ich würde sie mir gerne ansehen.“ „Ich komme nächste Woche wieder nach Wien“, erklärte der junge Mann eifrig. „Dann kann ich sie mitnehmen. Vielleicht fährt sogar meine Schwester mit. Jetzt haben wir ja Geld!“ Ein verschmitztes Lächeln stahl sich in sein verhärmtes Gesicht. „Also abgemacht“, sagte Max. „Bis nächste Woche.“

Als Benjamin Hoffmann gegangen war, hatte Max das Gefühl, als hätte er, seit dieser die Mappe geöffnet hatte, nicht mehr geatmet. Er ging zur Tür und schloss ab. Dann trug er die Mappe vorsichtig zu seinem Schreibtisch, wo er besseres Licht hatte. Er nahm noch einmal jedes Blatt in die Hand; diesmal ließ er sich wesentlich mehr Zeit. Mein Gott, dachte er, ich bin Millionär! Er malte sich bereits aus, wie er die fünf Zeichnungen bei seiner nächsten Ausstellung als große Entdeckung, als Sensation präsentieren würde. Die Zeitungen würden darüber berichten. Vielleicht kam sogar das Fernsehen. Es war möglich, dass diese Geschichte um die halbe Welt ging – sogar bis ins Burgenland. Das holte ihn wieder auf den Boden der Realität zurück.

Vielleicht war es besser, die Zeichnungen nur seinen besten Kunden zu offerieren. Unter der Hand. Im stillen Kämmerlein. Dann gab es keine Öffentlichkeit. Nur Geld! Viel Geld! Max hatte von solchen Geschäften schon oft gehört. Kunsthändler erzählten sie sich gegenseitig wie Geschichten aus Tausendundeiner Nacht: Gekauft um ein Butterbrot, verkauft um ein Vermögen. Max hatte ihnen nie geglaubt. Ihm war so etwas jedenfalls noch nie passiert. Jedenfalls bis zu diesem Augenblick nicht. Fünf Schiele-Zeichnungen! Er konnte es noch immer nicht fassen!

Er nahm ein paar Kataloge zur Hand und schaute sich an, wie vergleichbare Zeichnungen bei Auktionen eingeschätzt worden waren. Davon leitete er seine eigenen Preise ab: Für das Kinderbild würde er dreihundert-, dreihundertfünfzigtausend verlangen, aber für die anderen Zeichnungen mehr, viel mehr. Er dachte an eine Million pro Blatt. Ja, vielleicht war es wirklich klüger, keinen Wirbel zu machen und die Zeichnungen heimlich, still und leise zu verkaufen. Auch das Finanzamt würde auf diese Weise nichts davon erfahren. Er griff zum Telefon und wählte eine Nummer, die jeder in der Kunstszene auswendig kannte.

Schon am nächsten Morgen saß ihm der Mann, den Max angerufen hatte, gegenüber. Professor Dr. Gert Friedrich stand im Ruf, alles über Schiele zu wissen, was ein Mensch überhaupt über einen Künstler wissen konnte. Dabei war er weder Kunsthistoriker noch Museumsdirektor; er war Kinderarzt. Aber er hatte seit seiner Jugend Zeichnungen und Ölgemälde von Egon Schiele gesammelt, hatte Ausstellungen in Museen initiiert und sich daran beteiligt, was den Wert seiner Sammlung mit der Zeit rapide steigen hatte lassen. Nun legte Dr. Friedrich seine Jacke ab, schob die Brille auf die Stirn und streifte die Hosenträger von den Schultern, sodass sie neben den Stuhlbeinen baumelten. Er prüfte akribisch jedes einzelne der fünf Blätter. Dann blickte er auf. „Sie sind sehr gut“, sagte er. „Wirklich erstaunlich gut – wenn man bedenkt, dass es Fälschungen sind.“

Michael Stradal

Die kluge Frau des Mathematikers

(Hommage an Balzac)

Im Jahr des Herrn 1582, als die römische Kirche bemüht war, ihre an die Reformation abgewanderten Schäfchen zum rechten Glauben zurückzuführen, lebte in Rom eine Dame von außerordentlicher Schönheit, Eleganz und Noblesse. Es war Lydia Scorafino, die Frau eines Mathematikers, der hohes Ansehen genoss, weil er in den Diensten des Papstes stand. Sie war als treu sorgende und vor allem treu bleibende Ehefrau bekannt, welche die Gebote der Kirche achtete, dem Gottesdienst in San Silvestro beiwohnte, regelmäßig zur Beichte ging und sonntags die heilige Kommunion empfing.

San Silvestro war die Klosterkirche des Ordens der Silvestriner, der über eine stattliche Anzahl von wohlgewachsenen jungen Mönchen verfügte, bei deren Anblick so manche Schöne insgeheim bedauerte, dass sich solch stattliche Männer der Keuschheit und Enthaltsamkeit unterworfen hatten.

Einem dieser Mönche folgten weibliche Blicke auf Schritt und Tritt. Fra Romualdo, mit gelocktem Schwarzhhaar und sanften Augen, der es mit den Gelübden nicht so genau nahm, verdankte die Erfolge beim schönen Geschlecht seiner steten Bereitschaft, bei den von ihm im Beichtstuhl aufgetragenen Bußgebeten anwesend und bei deren korrekter Durchführung behilflich zu sein. Es verwundert daher nicht, dass er beim Anblick der bezaubernden Mathematikersgattin sogleich von heftigen Begehren ergriffen wurde und trachtete, so bald wie möglich ihr Beichtvater zu werden.

Als die schöne Lydia, welcher der wahre Grund solcher Gebetshilfen durch eine ihrer Dienstmägde bestens bekannt war, zum ersten Mal bei Fra Romualdo zur Beichte ging, legte sich dieser zunächst größte Zurückhaltung auf. Er sprach sanft, aber doch eindringlich vom Willen Gottes, fragte wie von ungefähr nach der Einhaltung des sechsten Gebotes und ordnete nur eine moderate Buße an. So war es auch am nächsten und an den folgenden Sonntagen, bis Fra Romualdo – der seinem steigenden Verlangen nach der schönen Frau kaum mehr Einhalt zu gebieten vermochte – seinem Beichtkind eines Sonntags vorwarf, Übertretungen des sechsten Gebotes offenbar nicht bekennen zu wollen, dafür aber beständig andere Sünden zu begehen, was er darauf zurückführte, dass ihre Bußgebete offenbar ohne Inbrunst und die erforderliche innere Zerknirschung gesprochen wurden. Worauf er sich sogleich erbötig machte, ihr dabei behilflich zu sein, solches gottgefälliger zu gestalten.

Darauf aber hatte die schöne Lydia, der bereits zu Ohren gekommen war, dass der eitle Mönch damit prahlte, es der Frau des Mathematikers demnächst ordentlich zu zeigen, nur gewartet, um ihm eine gehörige Lehre zu erteilen. Sie seufzte daher mehrmals zerknirscht und versicherte mit bebender Stimme, seine Hilfe dankbar annehmen zu wollen, denn es wäre ihr innigster Wunsch, von ihm unterwiesen zu werden, in welcher Haltung und mit welchen Worten man gottgefällig bete. Allerdings sollte dies nicht im Beisein ihres Ehemanns geschehen. Da dieser aber in den nächsten Tagen zu verreisen habe, könnten die Unterweisungen am Abend des fünften Oktober stattfinden. Er möge vier Mal klopfen. Und er sollte, fügte sie flüsternd hinzu, einen gefüllten Spendenkorb

mitbringen, denn sie gedenke, dessen Inhalt zum Dank für seine Hilfsbereitschaft zu verdoppeln.

Am Abend des besagten Tages eilte Fra Romualdo daher voller Ungeduld zum Haus der schönen Frau. Unterm Arm trug er einen schweren, mit dem Inhalt sämtlicher Opferstöcke seiner Kirche gefüllten Spendenkorb. Der Abend versprach nämlich, triumphierte er innerlich, sich nicht nur für ihn, sondern auch für die Klosterkassa ordentlich auszu zahlen.

Auf sein ungeduldiges Klopfen wurde sogleich geöffnet. Doch nicht die schöne Lydia stand vor ihm, sondern ihr Ehemann, der Mathematiker. Dieser hieß ihn freundlich willkommen und forderte ihn auf, einzutreten, denn seine Gattin erwarte ihn schon.

Als der unangenehm überraschte Mönch die Stube betrat, knickste die schöne Lydia züchtig vor ihm und dankte für sein Kommen. Dann allerdings kam Fra Romualdo aus dem Staunen nicht heraus, denn er wurde sanft getadelt. Sie hätte nämlich am fünften Oktober vergeblich auf ihn gewartet. Doch heute, am fünfzehnten Oktober, sei er aber ebenso willkommen.

Unterdessen hatte der Mathematiker ein wenig ansprechendes Gemälde von der Wand genommen und es vor dem sprachlosen Mönch auf den Tisch gelegt. Da ihm seine Frau berichtet habe, erläuterte er, dass der Silvestrinerorden an dieser wunderbaren Darstellung des Heiligen Silvester höchst interessiert sei, habe er seiner Frau aufgetragen, ihn, Fra Romualdo, für den Abend des fünften Oktober zur Besichtigung einzuladen, um über den Kaufpreis zu verhandeln. Am fünften sei es ja leider nicht möglich gewesen, aber heute, am fünfzehnten, sei er gottlob ja gekommen.

Nun aber hatte der verwirrte Mönch seine Sprache wieder gefunden. Heute wäre doch der fünfte Oktober, behauptete er energisch. Weshalb spräche man denn immer nur vom fünfzehnten des Monats?

Weil, erklärte die schöne Lydia und lächelte den Mönch unschuldig an, Papst Gregor XIII. persönlich den Kalender ein wenig verändert habe – ihr Ehemann sei jener Mathematiker gewesen, welcher diese komplizierte Kalenderreform berechnet hat – weswegen in diesem Jahr auf den vierten Oktober nicht der fünfte, sondern der fünfzehnte folge. Die zehn Tage dazwischen hätten daher im wahrsten Sinn des Wortes „aus der Zeit fallen“ müssen.

Da erkannte Fra Romualdo, dass er von der schönen Lydia gehörig an der Nase herumgeführt worden war. Da aber in seinen Adern das Blut eines Edelmannes floss, verneigte er sich mit einem galanten „Wie Sie meinen, Padrona!“ vor ihr und wandte sich dann misstrauisch jenem billigen Gemälde zu, welches zu erwerben man ihm als Begründung für sein Hiersein untergeschoben hatte. Es gefiel ihm überhaupt nicht, aber er konnte nicht verhindern, dass der Mathematiker unterdessen den Spendenkorb in Augenschein genommen und versichert hatte, dessen Inhalt als Kaufpreis durchaus akzeptieren zu können. Womit er die Münzen sogleich in seine Truhe rieseln ließ und der Mönch samt einem Gemälde des Heiligen Silvester mit freundlichen Worten entlassen wurde.

Während Fra Romualdo mit leerem Spendenkorb und einer missglückten Darstellung des Ordensheiligen wütend in sein Kloster eilte, zog der Mathematiker die schöne Lydia lachend ins Schlafgemach, um die unterbliebenen ‚Gebetunterweisungen‘ höchst selbst vorzunehmen.

Ilse Pauls

LOBPREIS im Tanz

Lobundpreis im Tanz

vergessen der Zeit

im Augenblick sein

Körper und Geist himmelwärts

zur Melodie werden ...

Christa Scheiwein**Townships**

Sie sitzen zwischen Karton und Blech.

Augen, voll Sehnsucht auf den Abend gerichtet,

übersehen den Tag, überblicken nichts.

Manchmal trägt der Wind einen Rhythmus an ihr Herz,

lässt sie ihren Pulsschlag wiederentdecken

als Gefühl von Zeit.

Zu eng der Platz um zu tanzen.

Josef Wagner**Es grüßt der Nolaner**

Den Tieren haftet etwas Zeitloses an.

(Da muss man nicht – mit Schopenhauer – zu Platon gehen).

Den Laptop von der Wartung zu holen, hatte ich mir vorgesetzt. Das ist weit draußen, eine spezialisierte Firma. Man hält ihn, im Zug etwa, vor sich auf den Beinen, lap heißt Schoß. Das ist praktisch. – Völlig ist man auf ihn angewiesen. Jede (technische) Störung stört, amputiert den Vernunftfluß. Aber es klappt. Ich habe ihn. Und er geht, funktioniert, gebärdet sich prächtig, jugendlich munter. Ich habe ihn wieder. – Ich sitze im Bus – „Wir haben einen Kundenparkplatz“ „Nein danke, ich fahre öffentlich“ – Rückkehr vom Rande der Stadt. –

Da kriecht eine Raupe auf meinem Bein. Der Hosenstoff bietet ihr nicht Lebenselement. Sie sucht Blätter, Gras, Boden, Erde. Ich beobachte sie. Ich bin größer als sie. Der vordere Leib hebt sich. Die hintere Hälfte haftet. Ich bin viel größer als sie. Der Kopf vollführt eine suchende Schlangen-bewegung.

Das Schlängeln ist Schlängeln in purer Luft, findet nicht, greift aus, greift vor, tastet ins Leere. Myriaden Zellen bauen in fließenden Rhythmen ihre Gewebe, Muskeln.

Sie biegen sie. Zusammenziehung hier, Nachlassen da - und schon geht es nach rechts. Nachlassen da, wo Zusammenziehung war, und Zusammenziehung wo Lassen vor einer Sekunde - und schon geht es nach links. Sie versucht, langt aus, erreicht nicht, der vordere Leib hebt sich, der Kopfteil bäumt sich.

Das schräggestellte Bein in der Hose aus griffigem Stoff, fischgrätengemustert, geriffelt, ist eine weite Düne. Sie ist zu überwinden zu neuer Sicht auf eine Oase, die Fata Morgana sein mag. Erregung durchherrscht die Zellbezirke, durchzuckt sie elektrisch, Ladungen zittern, es hebt etwas Welliges an, ebbt ab.

Abertausendfach gleiten die chemischen Prozesse in den Zellen, Zytoplasmen, Nuclei, Organellen, die die Gewebe bauen, und in den Muskeln, die ziehen und lassen, - gleiten einander nicht störend: un-interferierend aneinander vorbei: hunderttausende Begegnungen: nach dem Schloß-Schlüssel-Prinzip rasten sie ein, klick, oder nicht, wie Menschenschlangen und -stränge Boulevards und Plätze der Metropole nukleinsäureartig schwärzen und da und dort eine Hand nach der anderen greift, ein Blick heischt, ein Kuss paktiert. –

Eine Kleinigkeit, eine Raupe, nichts. Sie fällt dann auch irgendwie herunter, ehe ich aussteige. – Eine Kleinigkeit? Ein Kosmos!

Und eine Ausgesetztheit, ein Suchen einer entfremdeten Lebenspartikel auf einem baumwollstoffgekleideten Oberschenkel in einem technischen Gehäuse, das dem Ort der Bestimmung – dem Busbahnhof – verbrennungsmotorgetrieben zubaust.

Halt: Ampel. Wie kam sie herein? In einem großen groben technischen Kasten, Quader eine verlorene Raupe, der einer Endstation – dort muss ich umsteigen – zustürzt in der Lufthaut der Atmosphäre, einer Apfelschale so dünn über der Erde inmitten der anderen großen Kugeln, beschienenen, leuchtenden, kreisenden, inmitten der Sterne: der fixen, in Strudeln des Raumes, Wirbeln der Zeit, in komplexer matrizendurchkreuzter polyvalenter multipler monadenhaft-vielmittig drängender Vielfaltenfülle.

Anmerkung: Nola im ehemaligen Königreich Neapel, Geburtsort des Giordano Bruno



Chronos mit der Uhr
erschreckt die Frauen hier...

(Zinkgraphik)

Walther Menhardt

Ich lebte im Bewusstsein der gezählten Zeit.

Für den Fortschritt des Jahres werden die Sonnenaufgänge gezählt. Für den Tag zählt das Uhrwerk die Schwingungen des Pendels.

Für meinen heutigen Tag wurden Millionen Schwingungen eines winzigen Kristalls gezählt, eines Kristalls, groß wie ein Insektenauge, das in der Elektronik all dieser Zeitgeber sitzt: Im Handy, in der Uhr am Handgelenk, in der Uhr des Armaturenbretts.

Ich saß also vor Gate 16 und wartete. Abflug 9:05. Am Vorabend hatten die Überlegungen ergeben: Wecker 6:30, kleines Frühstück 7:00, Abholung 7:30, Einchecken vor 8:20.

Ich lebte in einem Stück von Zeit.

Dann aber kam aus den Lautsprechern die Nachricht, der Abflug werde sich um etwa eineinhalb Stunden verzögern. Das Wort ‚etwa‘ passt nicht in die gezählte Zeit. Durch die Ankündigung einer nicht näher definierten Verzögerung war ich ausgekoppelt aus meiner Zeit. Meine Zeit war der Zeitkörper vom Läuten des Weckers bis zur Ankunft, zur festgeschriebenen Ankunftszeit. Ein nächster Zeitblock konnte erst wieder beginnen, wenn eine neue Abflugzeit verkündet würde.

Ich war also ohne Zeit. Zuerst ein Schrecken der Leere: Horror Vacui! Dann ein Ansturm von zur Seite gelegten Plänen: ein lästiges Problem überdenken, eine Notiz schreiben, ein Buch aus der Reisetasche nehmen und endlich weiterlesen! Alle diese Tätigkeiten hätten mich in neue Zeitpakete versetzt. Aber da ich aus meiner Zeit geschlagen war, zögerte ich. So blieb ich ohne Zeit. Stattdessen tauchte, undeutlich zwar, das Bild eines lachenden Mädchens auf. Sie hatte sich soeben – damals vor dem Kaminfeuer – aufgerichtet, hochgeworfen eigentlich; die plötzliche Begeisterung über eine boshafte Bemerkung hatte ihren Kopf hoch und in den Nacken geworfen, sodass der ganze Kranz ihrer makellos-weißen Zähne zu sehen war. Sie lachte oft damals, wohl gemütlich sitzend, aber mit Stößen von Fröhlichkeit.

Ohne Zutun verblasste dieses Bild. Ein anderes kam, aus einer ganz anderen Richtung, aus einem fernen Winkel: Das Bild zeigte eine kleine scharfgelbe Gummiente. Ich spürte mich im warmen Badewasser sitzen. Vor mir schwamm die kleine hellgelbe Ente. Sie schaukelte auf den Wellen, die meine große Schwester verursachte, weil sie fühlen wollte, ob das Badewasser gut temperiert war. Ich griff nach der Ente, und ich griff fest. Die Ente quietschte schrill. Ich erschrak fürchterlich. Mein kleiner Körper zitterte. Schreck und Begeisterung.

Die zwei Bilder lagen ein Leben auseinander, das eine Tage alt, das andere vielleicht das erste Bild der Erinnerung überhaupt. Jedes Bild hat seine Markierung einer Zeit. Die Erinnerung prägt eine Zeitskala auf. Es ist nicht die Sekundenzeit, es ist eine nach Er-

eignissen des Lebens fortschreitende Markierung. Nur selten sind wir unsicher, welches Ereignis älter ist und welches jünger. Ein Zeittakt der Erinnerung.

Es kamen keine weiteren Bilder aus der Vergangenheit. Stattdessen bildeten sich kaleidoskopisch Farben, Töne, Sehnsüchte; ohne Markierung einer Zeit. Es gibt die gegenstandslose Sehnsucht. Sie ist die schönste. Sie tritt ein: in den seltenen Abschnitten ohne Schmerzen, ohne Zwang, ohne Ehrgeiz. Sie kommt etwa unmittelbar nach dem Ende eines Leidens, nach dem Abschluss einer Hetzjagd, nach dem Ende eines Stücks Zeit. In das Nichts fällt die Sehnsucht herein. Sie will die Welt umarmen, ohne zu wissen, was die Welt enthält. Sie will fliegen oder singen oder tanzen, ohne zu sagen, welches Lied und welchen Tanz.

Zwischen den Zeiten kann das Absolute, das Gegenstandslose eintreten. Es ist das Licht draußen vor der Höhle. Es gibt das Licht ohne Struktur, nur als Herrlichkeit. Es gibt überwältigende Liebe ohne Gegenstand.

Wir haben die Dimension des Allgemeinen bekommen. Wir haben hunderte Menschen gesehen, können aber auch denken und sagen: Ein Mensch. Wir haben tausend Bäume in vielerlei Gestalt gesehen, können aber auch sagen: Ein Baum. Das Gedächtnis hat aus den Bildern von tausend Bäumen die Essenz gefiltert und wir können mit dieser Essenz, mit dieser Idee umgehen.

Mit Ideen umzugehen ist allerdings prekär. Das Spiel mit Ideen, ohne Kontakt mit dem Reich der Zeit, kann leicht zu schrulligen Wolkentürmen führen.

Das Allgemeine ist aber auch die Plattform der Phantasie. Die Phantasie spielt. Sie nimmt die Idee des Hauses und macht daraus eine Hütte, einen Palast, ein Haus mit Fensterläden, ein Haus mit vorkragenden Glaskubikeln.

Die Phantasie ist ein Spiel:

In den Schnee hinaus wurden die Hunde entlassen, und sie tobten mit wilden, hastigen Sätzen in einer geraden Linie auf die weiße Fläche hinaus. Dann, nach diesem Aderlass rückgestauter Kraft, blieben sie stehen und hechelten. Kurz nur. Mit schneller Bewegung kehrte sich der eine dem anderen zu und ein Spiel von Necken und Reizen und gespielten Attacken setzte ein. Unter der Leitidee des Spiels, im Zustand des Spiels, schaffte die Phantasie eine schier unendliche Vielfalt von Attacken, Scheinattacken und Tollereien. Dann wieherte unerwartet ein Pferd. Die Hunde standen straff, die Ohren gerichtet: Sie waren wieder in der Zeit.

Für mich sprach der Lautsprecher. Er nannte die neue Abflugzeit. So begann ein neues Zeitstück. Und seltsam: Es kann eine Erleichterung sein, in den Rhythmus einer Zeit gezwungen zu werden. Die Bürde der Freiheit, der übergroßen, unendlichen Sehnsucht, wird genommen.

Robert Müller

Zeit:

Unwillkürlich wird das Lichtjahr, die astronomische Entfernungseinheit, auch als **Zeit** empfunden. Das Licht strahlt ca. 300.000 km/sec schnell oder etwa pro Sekunde siebenmal um die Erde. Von der Sonne zur Erde gelangt es in ca. 8 Minuten. Das Licht von weit entfernten Sternen oder ganzen Galaxien braucht manchmal Jahre, um zu uns zu kommen. Oft sind die Sterne schon lange implodiert – aber ihr Licht fließt noch stetig zu uns. In der Technik fließen ähnlicherweise noch die Ersatzteil-Lieferungen für längst ausgelaufene Modelle. Und im menschlichen Bereich, empfinden wir nicht oftmals noch die Güte, das Vorbild bereits verstorbener Großeltern, Eltern oder Freunde? Sind wir hier an der fließenden Grenze zur **Zeit** als vierte Dimension?

Was ist Zeit?

Es gibt nichts, was nicht in einer **Zeit** passiert/steht, mit **Zeit** gemessen wird oder selbst **Zeit** ist. Was auch immer auf der Welt existiert, welche auch vor langer **Zeit** – (aber was ist lang?) zu existieren begann und einmal zerfallen wird, ist in einer bestimmten Periode für eine bestimmte **Zeit** entstanden/geschaffen worden. Und alles, was entsteht, altert und vergeht, verkörpert auch **Zeit** und deren Messung und Ablauf.

Und das, was den Menschen ausmacht, ist erst recht **Zeit!** Wenn man einem Menschen die Angst (daß etwas Schlimmes passieren könnte = Zukunft = **Zeit**) nimmt und die Hoffnung (daß etwas Schönes passieren möge = Zukunft = **Zeit**), was bleibt dann von ihm übrig? Eine biologische Maschine mit der Fähigkeit zu leiden! Wofür sollte dieser antriebslose Mensch noch leben? Haben nicht schon viele reiche Menschen Depressionen, trinken, nehmen Drogen oder sogar sich selbst das Leben, weil sie sich alles leisten und daher auf nichts mehr freuen können? Sie haben alles, nur keine erfreuliche Zukunft! Genauso wie die vielen jungen Menschen, die mit Suchtgift, Alkohol und Nichtstun die **Zeit** totschiessen!

Im Sprachunterricht werden die **Zeiten** Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gelehrt – aber das ist Theorie. **Es gibt nämlich keine Gegenwart! Nicht wirklich.** Die Gegenwart ist vielmehr eine Hilfs-Konstruktion, um sich leichter ausdrücken zu können, die Orientierung überhaupt erst zu ermöglichen: Das Heute und Jetzt (= ein **Zeitabschnitt**, der sich rasend schnell von der Zukunft in die Vergangenheit schiebt) wird einfachheitshalber zur „Gegenwart“ erklärt, obwohl jedes gesprochene Wort, jeder soeben gesetzte Handgriff bereits Vergangenheit ist und das nächste Wort noch Zukunft. Das heißt: Wir sind nicht, sondern „wir waren“ und „wir werden gewesen sein“. Ein andauerndes SEIN würde ja den Stillstand der **Zeit** bedeuten – und eine stillstehende **Zeit** gibt es ebenso wenig wie statisches Licht.

Wenn aber die **Zeit** durch deren Ablauf definiert ist, was ist dann das Gegenteil, das Stillstehende? Nie Begonnene und niemals Aufhörende? Doch wohl die **Zeitlosigkeit** = Unendlichkeit. Kommt das nicht auch der religiösen Definition Gottes nahe? Was immer schon da war und sein wird, dem menschlichen Verstand Unfassbare? Der Autor Guareschi läßt seinen Don Camillo eine Brücke zur Unendlichkeit finden im Vergleich: „Wenn ich hier am Boden einen großen Kreis ziehe und diesen entlang gehe – werde ich je an sein Ende kommen?“ Natürlich wird er – nämlich an sein eigenes. Das allerdings wird dann unendlich sein. Im Prinzip sind auch die Zahlen unendlich – denn wer bei eins beginnt und immer dazuzählt wird nur selber enden. Die Menge der Zahlen hat demnach einen Anfang, aber kein Ende! Darin gleicht sie – sagen die Zyniker – der menschlichen Dummheit.

Zeit-Ersparnis ist die oberste Maxime geworden – **Zeit** ist Geld! So hat man ernsthaft in Hühnerfarmen und Gewächshäusern die Sonne ausgesperrt und mittels künstlicher Beleuchtung den Tagesrhythmus verkürzt, um die Legeleistung bzw. das Wachstum zu „verschnellern“. Haben wir für diese Anpassung etwas Besseres eingetauscht? Oder haben wir uns damit selbst zum kurzlebigen Gebrauchsartikel degradiert?

Kann man **Zeit** aufheben, konservieren für später? Mit richtig angewandter Technik ja. Natürlich nicht die fließende **Zeit**, aber deren Gebrauch kann man sich besser einteilen. Wenn eine gute Hausfrau am Sonntag die doppelte Menge kocht und den Überschuß einfriert, dann kann sie die eingesparte **Zeit** später angenehmer verbringen, ohne auf ein gutes Essen zu verzichten. Der Handmixer knetet den Teig in kürzerer **Zeit**, der Gefrierschrank verlängert die **Zeit** der Haltbarkeit, der Mikrowellenherd taut in Minuten-schnelle auf und erspart lange Koch-**Zeiten**. Der Aufzug (wenn er gleich kommt) bringt schneller in die fünfte Etage als die eigenen Beine. Und schneller zum Herzinfarkt. Denn der menschliche Körper ist keine Maschine, die beliebig „rationalisiert“ werden kann. Und wenn infolge beruflich einseitiger „**Zeitersparnis**“ kaum mehr Bewegung anfällt, muß man aus gesundheitlichen Gründen abends laufen, Tennis spielen etc. – hier geht die „eingesparte“ **Zeit** wieder verloren!

Zeit und Entfernung verschmelzen häufig. Der Weg zur nächsten Almhütte wird vom Einheimischen mit „zwoa Stund“ angegeben. Oder ein Sessellift-Fahrer mit Höhenangst meint: „Ich weiß jetzt wie weit die Liftstützen am Hochwechsel voneinander entfernt sind – nämlich genau ein Vaterunser und zwei Gegrüßest-seist-Du-Maria!“ Das Vaterunser war in alten Kochbüchern eine verlässliche **Zeit**angabe. Denn wer hatte seiner**Zeit** schon eine Küchenuhr?

Zeit wird je nach Mensch und Umstand verschieden empfunden – fünf Minuten am steckengebliebenen Sessellift bei starkem Schneetreiben sind bedeutend länger als fünf Minuten mit der ersten Liebe im nächtlichen Haustor. Einem Kind erscheint ein Schul-

Vormittag oft grausam lange, und eine Woche auf etwas warten müssen ebenso. Einem gehetzten „Mittelalter“ hingegen verfliegt der Tag und die Woche – wie oft hört man da: „Was, das ist schon 5 Jahre her?“ Und der Pensionistengruß lautet unisono: „Hab’ ka **Zeit!**“ (was ungewollterweise stimmt – sie haben ja wirklich nicht mehr so viel). Und daß Frauen ein anderes **Zeitgefühl** haben als Männer ist eine heftig abgestrittene Tatsache!

Vielleicht sollte man sich von **Zeit zu Zeit** ein bisschen **Zeit** nehmen. Frecherweise für sich selber. Sich mit Frau/Mann/Freunden in einen gemütlichen Garten setzen, ein Glas dunkelgelben würzigen Traminers gegen das Licht halten und die darin gespeicherte Sonne des letzten Sommers grüßen, die Schwerelosigkeit eines guten Gesprächs genießen und dem Atmen der **Zeit** zuzuhören, bis der Mond über den Bäumen aufgegangen ist. Das sind unvergängliche Sternstunden – und die sind keine Lichtjahre entfernt.

Hahnrei Wolf Käfer**Tiez**

Und im Jahr 2984 erzählt Bosla abends am Bett seines Kindes sitzend eine Geschichte: Die Gegenwart, sagt Bosla mit einer raunenden, beschwörenden Stimme, die sofort in Bann zieht, die Gegenwart ist nur ein Vorspiel, eine geistige Steinzeit gleichsam, naiv in ihrem Vertrauen in die Logik, erstaunlich banal in ihren religiösen und philosophischen Glaubensanmutungen, abstoßend widersprüchlich in ihren politischen Angeboten. Die bedeutsamen Geschichten fangen heute noch immer mit dem verschlafenen ‚Es war einmal ...‘ an, du kennst sie alle, ob Grimm ob Lappen, ob Perrault ob Aborigines, ob Andersen ob Yoruba. Die brauche ich dir nicht zu erzählen. Aber die Geschichten der kommenden Zeit beginnen mit ‚Es wird einmal sein ...‘

Die Menschen tragen ihr Gesicht nämlich nicht mehr am Hinterkopf, wie sie es jetzt tun, kündigt Bosla schmeichelsanft. Mehr als ein Jahrtausend lang war es, als hätte man in seiner Konzentration auf die Vergangenheit nur zu lernen versucht, die Wiederholung der allergrößten Fehler der Geschichte zu vermeiden, und habe in dieser Anstrengung den großen zu Dauerbestand verholten. Nicht Weltkrieg, sondern lokale Bürgerkriege, nicht Atombombe, sondern tausendfache Autobomben, nicht angedrohte Höllenfahrt, sondern reale Hybris der Raumfahrt und daneben nicht Gaskammer, sondern Vernichtung durch Hunger. Das wird alles einmal Vergangenheit sein.

Der Mensch wird sich nicht mit dem Menschsein zufriedengeben, sagt Bosla seinem Kind im Jahr 2984 mit magischer Bestimmtheit weis, er wird sich weiterentwickeln. Zuerst zum lange angekündigten Übermenschen, von dem wir einige grässliche Exemplare schon kennen, zum Übermenschen also, den man besser Antimenschen nennen sollte. Aber eines Tages wird er in Besinnung auf seine Bestimmung in der Welt Schnem werden. Ein Schnem, der seine Tradition in sich trägt, unabschüttelbar, der aber, weil er um dieses grässliche, schändliche Erbe weiß, sich endlich hütet, alle Momente im Guten oder im Bösen auf sie zu verweisen, geschweige denn auf diese mehr als fragwürdige Tradition aufzubauen.

Es wird eine Absage an das Gewöhnliche geben, erzählt Bosla mit vor Sehnsucht brüchiger Stimme seine Gutenachtgeschichte. Dieser Stern wird brodeln wie ungeboren, der Schnem wird dem Herkömmlichen und dem Üblichen widersagen, als gelte es, sich von einer alten Erbsünde zu befreien und endlich Vernunft anzunehmen. Vernunft, die zu sich kommt und dabei endlich begreift, dass sie, bevor sie Vernunft sein kann, zuerst einmal Körper sein muss, ohne den nichts geht. Körper, der endlich begreift, dass er nur die Wahl hat, die Scham sich aus dem Leibe zu reißen, oder diesen Nrets so einzurichten, dass auch alle anderen Körper ihr gedeihliches Auslangen finden und nicht der eine auf Kosten der anderen prasst. Erst der Schnem wird endgültig die Ethik vom Kopf auf die Beine stellen.

Der Schnem kennt keine Ausreden mehr, erzählt Bosla seinem einschlafenden Kind im Jahr 2984, weder Nichtmachbarkeit noch irgendwelche Weltanschauungen lässt der

Schnem gelten. Seine Erkenntnis ist endlich zur Gewissheit gereift, dass Ttog nichts mit all den lächerlichen Gottesbeweisen und kindischen Betbuchbildchen, nichts mit hanebüchenen Koransprüchen und schwarzen Steinen, und nichts mit den sonstigen Offenbarungen zu tun hat, durch welche Gewalt und Kriege nicht verhindert, sondern oft sogar verursacht wurden. Der Starkult im Politischen wie im Religiösen und schon gar im Unterhaltungssektor hat sich, so passend er für den Menschen auch war, aufgehört, hat sich als für die differenziertere Seelenkultur unzulänglich erwiesen. So lehnt es der Schnem ab, Ttog zu verehren. Und nie wird er auf größere Gegenliebe bei Ttog stoßen als mit dieser Ablehnung. Ttog, nicht mehr in des Urmenschen grobschlächtiger geistiger Produktionslust verhaftet, der seine Vorgänger alle entstammten, hielt selbst einen Vergleich mit dem zum Rats weiterentwickelten Star für eine Beleidigung und erst recht die alten Liturgien für eine Entwürdigung, ob es sich nun ums Kreischen vor Bühnen, ums Knien vor Kreuzen oder um Verneigungen in eine bestimmte Himmelsrichtung handelt.

Über die Ehrfurcht muss ich doch etwas ergänzen, murmelt Bolsa einschläfernd, aber zuversichtlich vor seinem Kind. Da der Schnem sich und sein Inneres endlich kennt, hegt er Furcht vor allem vor sich, was nicht ausschließt, dass er sich auch verpflichtet fühlt, sich selbst zu ehren, also sich eine Ehrbarkeit zuzusprechen, die weit entfernt von der Eitelkeit einer Würde ist, die aber hintanhält, dass die schwarzen Seiten des Inneren wirkmächtig werden. So, weit entfernt von Frömmigkeit, hat der Schnem ein eher heiteres Wesen, das nicht mehr der schlichten Belustigung bedarf, wie es in der ausschließlich auf Wirtschaft und Ökonomie ausgerichteten Gegenwart üblich ist, in der man zwar immer wieder groß von der sogenannten Natur spricht, aber noch lang nicht zur wirklichen Rutan vorgedrungen ist. Vom krankmachenden Virus bis zur lebensspendenden Sonne ist man heute doch noch einem recht simplen System von Vorstellungen verhaftet, und die Komplexität mathematischer Modelle, die das Gegenteil vorgaukelt, erinnert doch eher an die Umständlichkeit planetarischer Epizyklen im geozentrischen Weltbild. Nicht mehr im Gewinnstreben aufgeblähte und erstickende Belustigung, sondern TsnuK wird Unterhaltung bieten, eine umfassende Form von Wirklichkeitserfassung und Möglichkeitsgestaltung, ein Glasperlenspiel, das vor tausend Jahren schon in mehreren Romanen hoffnungsvoll angekündigt worden ist.

Mit ermüdeter Stimme haucht Bosla in seiner Einschlafgeschichte im Jahr 2984, dass die TsnuK, statt sich dem Läppischen, Lachhaften, Liederlichen zu widmen, für sämtliche Probleme nicht nur eine, sondern mehrere Sichtweisen und damit mehrere Lösungsansätze bieten werde, ein Angebot das Nesew des Seins neu zu verstehen und nach Jahrtausenden des Kults um die Tiehrhaw endlich tiefere Einblicke in die Existenz zu gewinnen. Der einzige Tluk wird die Ehüm sein, so aufgeklärt man auch ist, aus der individuell endlichen in eine endlose Tiez zu gelangen, wo man sich ...

Mit diesen Worten schläft, man muss es zugeben, im Jahr 2984 Bosla von der Geschichte seiner Geschichte überwältigt unter seiner Sauerstoffmaske in dem schäbigen Fluchtquartier zwischen den Fronten ein. Und da ist das Kind aufgewacht.

Wolfgang Brunsch**Nicht-Sonett**

„Wo bleibt der Zeiten
 straffe Schnur?
 Wo ihres Weilens
 tiefe Spur?
 Bloß Gleiches noch,
 kein Unterschied,
 zeitloser Öde
 müdes Lied!“

„Die Sicht wird lichter,
nicht das Licht,
 nur Du wirst älter,
 jenes **nicht**:
 so ist das Leben,
 trister Wicht,
 nimm's, wie es ist,
 und gräm Dich **nicht!** „

(aus einem anonymen, mittelhochdeutschen Narrenlied, in neuhochdeutscher Übertragung)

Nicht, daß der Herbst **nicht** fegt die Tenne, **nicht**,
 daß dem Ertrag **nicht** Raum gewiesen, **nicht**,
 daß er die Bäume **nicht** mehr kahl schert, **nicht**,
 daß er die Blumen **nicht** mehr eintrübt, **nicht**,

daß Frühling **nicht** den Aufbruch anmahnt, **nicht**,
 daß er die Wiesen **nicht** mehr einfärbt, **nicht**,
 daß laue Winde **nicht** mehr siegen, **nicht**,
 daß Sommers Aufzug **nicht** mehr blendet, **nicht**,

daß dieser **nicht** mehr Hof hält prunkvoll, **nicht**,
 daß er **nicht** hinreicht lichte Sonne, **nicht**,
 daß, duftdurchwoben, **nichts** mehr aufblüht, **nicht**,

daß seine Fülle **nicht** mehr maßlos, **nicht**,
 daß Winter **nicht** schon düster einspannt, **nicht**
 ist dies: nur der Betrachter merkt es **nicht!**

Susanne Moser-Zweymüller**Ich erkenne dich**

an deinen Lichtflügeln,
 an deinen lautlosen Schritten,
 mit denen du Netzte webst,
 mich aufzufangen
 wenn ich falle
 aus meinem Tag.

Ich erkenne Dich
 am Duft ferner Blumen,
 denn du kommst
 von fremden Sternen.
 Du hebst mich sachte
 aus der Zeit,
 leuchtest mich aus
 mit deiner Zauberkerze.
 Du Unsichtbarer – Sichtbarer
 überschreitest mühlos
 alle Nebelgrenzen,
 spürst auf die
 Geheimnisse dieser
 Welt.

Laß mich die Sprache
 der Erde tief innen
 verstehen.

Karl Plepelits

Begegnung im Mondschein

Es war einmal ein wunderbares Reiseland. Sein Name: Libyen.

Seit das Reich Gaddafis nicht mehr als Schurkenstaat gehandelt wurde, öffnete es sich schlagartig dem Tourismus. Zahlreich begannen Gäste ins Land zu strömen; groß war die Neugier auf das „Nordkorea Arabiens“, groß war die Neugier auf die reichen und unglaublich gut erhaltenen Überreste aus der griechischen und römischen Antike, die man bisher bestenfalls aus Büchern kannte. Aber nur für sieben fette Jahre war es Reisegruppen vergönnt, Libyens Schönheiten zu genießen, Libyens kostbare Schätze zu bewundern: von 2004 bis zum Februar 2011. Damit ist es nach dem schrecklichen Bürgerkrieg nun wohl für sieben magere Jahre vorbei. Und es zerreißt mir das Herz, wenn ich daran denke, wie dieses so interessante Land von dem blutrünstigen Tyrannen ins Chaos gestürzt wurde.

Aber einmal während dieser sieben fetten Jahre, im Februar 2006, hatte ich das unsagbare Glück, als Teil einer Reisegruppe Libyen bereisen zu dürfen, und gelangte auf diese Weise programmgemäß in die Kyrenaika (oder Cyrenaika). Doch während diese östliche Provinz in jedem Atlas verzeichnet ist, sucht man die Stadt Kyrene (oder Cyrene), nach der sie benannt ist, zumeist vergeblich, es sei denn, man konsultiert einen historischen Atlas. Diese Stadt existiert heute nur noch als ausgedehntes Ruinenfeld. Von Griechen wurde sie gegründet, Griechisch sprachen ihre Bewohner noch während der römischen Jahrhunderte, so auch die Juden, die seit der Zeit Alexanders des Großen in großer Zahl zugewandert waren.

Kyrene liegt nicht direkt am Meer, sondern ein Stück landeinwärts in über 600 Metern Seehöhe. Das Gemeindeterritorium (genauer, das Territorium der Polis Kyrene) reichte hingegen bis zur Küste, und dort lag ihr Hafen Apollonia, heute ebenfalls eine Ruinenstadt. Als rettender Hafen diente Apollonia auch uns Touristen. Denn unmittelbar vor dem antiken Stadttor erhob sich ein nagelneues Hotel. Und darin stiegen wir ab.

Nach dem Abendessen regte sich in mir das Bedürfnis, mir in der frischen Luft die Beine zu vertreten. Es war kein bloßer Drang nach körperlicher Bewegung. Ein geheimnisvoller innerer Zwang trieb mich hinaus in die Dunkelheit der Nacht; und als Beleuchtung diente mir allein das bleiche Licht der Göttin Selene, des Vollmonds, und verzauberte die Landschaft, die Ruinen, das Meer, mich selbst. So verzaubert, zugleich ergriffen von der geschichtlichen Bedeutung des Ortes, spazierte, nein, schwebte ich durch das Ausgrabungsgelände, dachte an das heißbegehrte Silphion, das von hier in alle Welt ging, an bekannte Söhne und Töchter Kyrenes, etwa an die zwei Philosophen namens Aristippos, Großvater und Enkel, an den Dichter Kallimachos, an den Mathematiker und Geographen Eratosthenes, der als Erster den Umfang der Erdkugel berechnet hat, übrigens erstaunlich genau, an Simon von Kyrene, über den der Evangelist Lukas Folgendes berichtet: *Und als sie Jesus abführten, ergriffen sie einen gewissen Simon von Kyrene, der gerade vom Feld kam, und luden ihm das Kreuz auf, damit er es hinter Jesus hertrage.* In solche Gedanken versunken, spazierte ich dahin, als, wie aus dem Boden gewachsen, wie vom Himmel gefallen, ein stattlicher Mann vor mir stand und mich ansprach, aber nicht auf Englisch, nicht auf Arabisch, nein, auf Griechisch. Und ich glaubte zu

träumen, als mir klar wurde, dass er in die Mode der alten Römer gekleidet war und dass mich plötzlich keine Ruinen mehr umgaben, sondern vollständige Häuserfronten, hinter deren Fenstern Lichtschein zu erkennen war. Nur Selene leuchtete noch immer zauberisch und ersetzte uns die Straßenlampen.

Erst allmählich begann ich zu verstehen, was der Mann in Tunika zu mir sagte: Er sei eben erst aus Jerusalem zurückgekehrt und total erschöpft. „Wozu also“, fuhr er mit vorwurfsvoller Stimme fort, „wozu haben Sie mich herbeigerufen? Was wünschen Sie von mir, jetzt, mitten in der Nacht?“

Ich versuchte meine maßlose Verblüffung zu überwinden und zugleich mein längst dem Tod geweihtes Griechisch wiederzubeleben.

„Simon von Kyrene?“, stammelte ich.

„Richtig. Kennen wir uns?“

„Nein, nein. Das heißt, ja, schon. Gehört habe ich von Ihnen. Und von ihrer erstaunlichen Leistung in Jerusalem.“

„Dass mich die Soldaten zwingen, ein Kreuz zu tragen, weil es dem Delinquenten zu schwer wurde. Ja?“

Ich nickte stumm.

„Ach, der Arme! Der war ja schon dem Zusammenbruch nahe. Es war nicht zu übersehen, dass ihn die Folterknechte gar übel zugerichtet hatten. Hat sich diese Geschichte schon bis Kyrene durchgesprochen?“

„Ja, ja. Und? Stimmt sie?“

„Sie stimmt. Und Sie glauben nicht, wie empört ich noch immer bin. Diese Gewalttäter verhielten sich wie die übelsten Tyrannen. Ich war gerade mit meinen zwei Söhnen auf dem Weg vom Landgut in die Stadt, die Füße taten mir schon weh. Und ausgerechnet mich ...“ Den Rest des Satzes ersetzte er durch anhaltendes Kopfschütteln.

„Ja, unglaublich. Aber Sie müssen ja ein wahrer Herkules sein. Ich meine, ich könnte das nicht. Ich habe mich immer schon gewundert ...“

„Na ja, gar so schlimm war's auch wieder nicht. Das Schlimme daran war mehr der Zwang, war die Tyrannei der römischen Soldaten. Zu tragen war ja nicht das ganze Kreuz, sondern nur der Querbalken. Der Pfahl selbst steckte natürlich, wie üblich, längst fest im Boden.“

„Ach so, nur der Querbalken. Und beim Pfahl angelangt?“

„Wurden wir selbstverständlich sofort weggeschickt.“

„Weggeschickt?“

„Klar. Dem Ort einer Hinrichtung nahezukommen ist doch niemandem erlaubt, nicht einmal den nächsten Angehörigen des Hinzurichtenden. Wussten Sie das nicht?“

„Aber ...“, sagte ich entgeistert und verstummte abrupt. Denn ebenso plötzlich, wie er erschienen war, war Simon jetzt verschwunden, im Boden versunken, in den Himmel aufgefahren. Suchend wandte ich mich um, sah keinen Simon mehr, sah an Stelle der vollständigen und bewohnten Häuser das gewohnte Ruinenfeld. Und seither frage ich mich ohne Unterlass: Habe ich im Stehen geträumt? Habe ich eine Halluzination erlebt? Hat mir die Zaubergöttin einen Streich gespielt? Oder habe ich wirklich mit Simon von Kyrene gesprochen?

Herbert Jan Janschka

Damals – morgen

Da war die Zeit, da hieß es schlagen,
oder selbst erschlagen werden,
da hieß es wie die Aschenherden
Brüder durch die Schlote jagen.

Da war die Zeit, da hieß es ducken,
oder selbst geduckt zu werden,
da hieß es sich als Schwein gebärden
und Menschen in die Seelen spucken.

Da war die Zeit, da hieß es dienen
oder selbst bedient zu werden,
zwei Meter tief in fremder Erden.

Der Gehorsam unserer Ahnen
ruhe sanft mit ihnen.
(Bis zum nächsten Male. Amen!)

Franz Sefelin

Aus der Zeit gefallen

Die auf die Messe Wartenden
in den Bänken.
Vorne im Mittelschiff
auf dem Rücken liegend
Doktor Fiala,
die nackte Brust
von zwei fremden Händen
rhythmisch gedrückt.
Die in den Bänken Wartenden.
Die wartenden Hände.
Das Herz
wartet
nicht.

Helmuth A. Niederle**DIE UNZEIT**

Variationen zu einem namibianischen Sprichwort:

*Die Vergangenheit liegt vor dir
die Zukunft hast du hinter dir*

I

Orpheus überquerte den Styx
einmal hoffnungsvoll
und einmal betrübt
sein unerlaubter Blick zurück
schloss sein inneres Auge für immer.

Gaius Julius querte den Rubicon
und wurde später Caesar
der er damals noch nicht war
doch entschlossen, es zu werden.

Manche überschritten zweimal den Acheron
einmal
– nachdem sie einen „mittelmäßigen Wandel geführt haben“ –
um zu einem See zu gelangen
sich zu reinigen
ihre Verfehlungen abzubüßen
und wieder geboren zu werden
beim zweiten Mal
entstiegen Jubelschreie ihren Kehlen
bis sie heiser waren.

Wie oft habe ich die Donau überquert?
Mehr als an die tausendmal wohl.
Nie habe ich deshalb gejubelt.
Niemand hat etwas Geschichtsträchtiges entdeckt.
Es gibt auch keinen Grund dazu
nur die simple Notwendigkeit:
Schlafplatz auf dem einen
Arbeitsplatz auf dem anderen Ufer.

Ich darf mich umwenden
werf' auch keinen Würfel
sondern betrachte indes eingehend
im Gedränge des Zuges stehend
in einer Gratiszeitung auf Seite drei
die Kurven einer Halbnackten
und teile ihren Traum:

Weil Petrus zum Wochenende
erneut schlechtes Wetter schickt,
fährt die Schöne jetzt einfach
in die Südsee.

Ich würd' auch fahren,
hätt' ich die Barschaft und den Urlaub.

II

Es heißt:

Er spaltete die Erde
und aus der Kluft wuchsen
Korn und der Ölbaum.

Du Geschenk der Götter
alle Allmächtigen haben dich in ihrer Güte geschaffen
– wer weiß, vielleicht streiten sie deshalb so sehr –
strahlst silber, blau, grün
auch weißlich, gelb, violett und orange
Dein Leben wird
wenn die Axt dich nicht fällt
in Jahrtausenden gemessen.

Im Schatten desselben Baumes
kann ein Tourist sich
ein Mittagsschläfchen gönnen
und träumen
wie einst
Odysseus
der von seinem unverrückbaren Bett träumte
– aus der Wurzel eines Olivenbaums geschnitzt –
das er
dem Vernehmen nach
nicht nur nächtens
mit seiner Gattin gern geteilt hätte.

Vorausgesetzt
es gab ihn
den Listenreichen
und sie
die Wartende
war mehr als bloß
sein willenloses Echo.

Klaus Knoll Mittendrin

Beim dritten Grießpudding wusste ich, ich würde alles tun, dass Lena bliebe. Noch hatte ich Mühe das neue Erdzeitalter zu buchstabieren. Die ganze, große Welt und mein kleines Leben, die abendländische Kulturgeschichte, die Musik, die wir grad hörten, die Filme, die wir uns ansahen, alles entstammte einem nebulösen Vor-Julia und alles endete im Mit-Julia der jüngeren Vergangenheit. Nun sollte ich plötzlich im Nach-Julia leben. Ich konnte nicht. Mein Freund Norbert verordnete Therapie: „Geh in Garten, setz dich in Käfig und schau, ob du nicht irgendwann wieder raus magst.“ Ich wollte mich grad niederlassen in dem Weidenrutenkegel, den ich ein paar Jahre zuvor aus Jux gebaut hatte mit ihm, als seine Älteste kam: „Spielst mit mir Federball?“ – „Ja sicher.“ Aber schon nach drei Minuten hatte sie genug von mir, weil ich im Käfig keinen Ball erwischen konnte. „Du bist so was von blöd!“ sagte sie und zog ab ins Haus.

Auf diesen Moment musste Lena gewartet haben. Augenblicks stand sie vor mir, fackelte nicht lange: „Du bist der Papa, ich die Mama. Aber wir haben noch kein Baby. Ich geh eins holen. Ach nein, ich koch uns zuerst Abendessen. Grießpudding, lecker!“

Lena brachte Sandkuchen, lehnte einen Moment ihren Kopf an meine Wange, „Wir müssen schlafen!“, sprang auf, Frühstück zu machen: Grießpudding. Mir wurde schlecht beim Gedanken an die Unmengen Sand, die ich noch würde schlucken müssen. Ich schaute in den Himmel, sah Regenwolken aufziehen.

Der Mäusekönig kam zu Besuch, zog kurz darauf bei uns ein. Lena rettete ein Wolfsjunges vor dem Jäger, doch schon bald lief es uns davon, und weil ich aus meinem Käfig nicht herauskam, hatten wir keine Chance, es wiederzufinden. Trotzdem schlüpfte Lena alle zehn Minuten zu mir ins Haus, berührte kurz meine Wange, sprang nach Sekunden wieder auf, wie von der Tarantel gestochen: „Ich muss Milch holen, wir haben ja keine Milch mehr!“ Sie lief davon, kam in derselben Minute zufrieden grunzend zurück, setzte mir mehr Grießpudding vor die Nase, unser aller Lieblingsfrühstück, wie sie mir versicherte, auf das wir uns stürzten wie ein Rudel hungriger Ringelschwanzmungos, eine Sorte besonders gefräßiger Raubtiere aus Madagaskar, und ob ich denn wirklich keinen Fernseher hätte, wie der Papa neulich behauptet hatte.

Später begann sie, Verbesserungen am Haus durchzuführen, legte Äste dran, baute ein Kinderzimmer für den Mäusekönig und das Wolfsbaby, weil die doch Zwillinge waren, und einen Stall für den Hasen, den sie sich wünschte. Einen Garten hatten wir schon, wir waren ja mittendrin.

Annemarie Moser Eine kalte Wut

Er trat auf mich zu wie einer, mit dem man eng vertrauten Umgang hat, keine Distanz wahrend. Packte mich am Oberarm, hielt mir das verweinte Gesicht entgegen. Er sei so allein, seit seine Frau gestorben sei. Unsagbar allein.

Die Arbeit ist es nicht, ich mache alles. Mit meiner einen Hand mach ich alles. Einkaufen, Kochen, die Wohnung. Nur das Alleinsein macht mich fertig.

Er gestikuliert dabei mit dem anderen Arm, der unterhalb des Ellbogens in einem fleischigen Stumpf endete, der Stumpf ruckte und wippte auf und ab.

Gesundheitlich geht es mir gut. Ich kann sogar Holz hacken. Einheizen. Alles. Nur das Alleinsein, das ist furchtbar.

Ich heuchelte Mitgefühl, bedauerte ihn, ließ mich aber nicht erweichen, ihn zu besuchen. Ich hatte mich bereits erinnert, wer er war.

Meine Mutter musste wieder einmal ins Spital und es war Ferienzeit, ich hatte die erste Klasse Volksschule hinter mir. Weil niemand mich hätte beaufsichtigen können, musste ich in ein Heim. Ich erinnere mich nicht mehr, wer mich hingebacht hat und wie, weiß nichts mehr vom Abschied von der Mutter, wüsste vielleicht längst gar nichts mehr, hätte mir nicht meine Mutter Jahrzehnte später einen Brief übergeben, den ich ihr aus dem Heim ins Spital geschrieben hatte. Von der Zeit in dem Heim habe ich nur wenige Bruchstücke im Gedächtnis. Wir waren alle vorübergehend dort, Kinder ohne Aufsicht, weil nach dem Krieg häufig dann, wenn eine Mutter ins Spital musste, für ihr Kind niemand verantwortlich sein wollte oder durfte.

Es gab einen breiten Durchgang, der als Lebensmittellager genutzt wurde, aus dem Schlafsaal direkt ins Freie. Ein Vorratsraum, in dem eine Schwester schichtete und schlichtete, was von außen angeliefert wurde, Packungen aufriss und Sachen wegtrug, wahrscheinlich außen rund um das Haus in die Küche, die in einem anderen Gebäudeteil war. Wir Kinder durften nicht hinein, wurden nur ausnahmsweise schnell durchgeschleucht, wenn es darum ging, ein paar Nachzügler ins Freie zu lassen, den anderen nach, die schon auf der Wiese Bälle und Plätze verteilten.

Immer war die Tür zwischen dem Schlafsaal und dem Lager versperrt, manchmal kam die Schwester leise durch diese Tür in den Schlafsaal.

Mit einem einzigen Blick so viel wie möglich von den Köstlichkeiten zu erkennen, die dort gelagert waren, wurde mein besonderer Ehrgeiz, denn mein Bett war das erste nächst der Tür.

Kondensmilch. Gezuckerte Kondensmilch in Dosen, großen und kleinen, Ovomaltine in großen zylindrischen Kartonverpackungen. Polenta, Haferflocken, Grieß, Milchpulver,

Rosinen. Margarine in Würfeln, Malzkaffee, Feigenkaffee. Erbsenwürste fürs Erbsenpüree.

Ich kannte manche Verpackungen genau.

Kondensmilch? Die Schwester stritt energisch ab, dass etwas dermaßen Feines geliefert worden wäre. Ein klein wenig Kondensmilch für so viele Kinder, das wäre ja ungerecht. Das gehörte sich nicht.

Irgendwann noch in der Zeit der russischen Besatzung, ich war längst wieder zu Hause und meine Mutter auch, breitete sich Aufregung in der Siedlung aus, in der wir wohnten. Drei diebische Hamsterer waren gerichtlich verurteilt worden. Die Russen hatten die gestohlenen Waren konfisziert, und die zwei Frauen hatten ihre Arbeit verloren, nur der Mann durfte weiterhin als Chauffeur arbeiten.

Eine der Frauen hatte in der Spitalsküche gearbeitet, die andere in dem Heim, wo ich gewesen war. Der Mann der einen war Chauffeur bei der Stadtgemeinde und hatte mit einem Lieferwagen alles und jedes dahin und dorthin, je nach Auftrag, transportiert. Zu dritt hatten sie von den Lieferungen Sachen abgezweigt und die eigenen Speisekammern angefüllt. Und zwei der drei, das Ehepaar, wohnten im selben Haus wie wir, einen Stock tiefer. Ich kannte sie vom Sehen.

Meine Mutter hatte im Stiegenhaus mitverfolgt, wie aus der Wohnung im unteren Stock die gestohlenen Lebensmittel konfisziert wurden, und dabei Kondensmilch und Ovomaltine erblickt, die Kostbarkeiten meiner Kindheit. In Rage war sie durch unsere Wohnung gewalzt. Den Kindern das vom Mund wegstehlen! In so einer schlechten Zeit. Nie wieder würde sie mich in dieses Heim geben.

Als er neben mir stand und sich an meinen linken Oberarm hingte, zitternd, mit tränen-nassen Wangen, lag das Stehlen und seine Verurteilung gut fünfzig Jahre zurück. Nein, es lag nirgends, alles war aus der Wirklichkeit verschwunden. Nur in meinem Gedächtnis noch auffindbar, und in seinem vielleicht. Da aber unberührbar. Nach so langer Zeit. Für mich war er der Dieb, als wäre es vor kurzem erst geschehen. Meine Wut war fünfzig Jahre älter geworden, aber nicht anders. Ich blieb kalt. Sekundenlang habe ich ihm sein furchtbares Alleinsein vergönnt.

Später habe ich mich gewundert, wie überhaupt ein Gefühl so lange Zeit erhalten bleiben kann, als wäre es konserviert. Der Grad der Wirksamkeit dieser Wut nach mehr als einem halben Jahrhundert hat mich überrascht.



(Graphitstift)

Heide Loisel das Licht im Dunkel

Meister Eckehart
gelesen
in das Weltengeheimnis
gestürzt
abgestürzt
in die dunklen Seiten
des Lichtes

mit den Schatten
kommuniziert
und die Rückseite
des Geliebt-seins
buchstabiert

die Leiden der Welt
mitempfunden
und gespürt
die Tränen
der allumfassenden Liebe

Ines Oppitz aus. zeit. ruf ...

es trat kein name ins freie, der garten stellte sich schlafend, die sonne stand. zwerge hielten ihre unbewegte wache ab, schoben starr ihre schubkarren, kamen nicht von der stelle, lächelten, wussten aber nicht, warum und wohin. des abends kam niemand, um sie zärtlich ins haus zu tragen. jeden einzelnen. plötzlich nannte sie niemand mehr einzeln mein kind. heiterer himmel, ziehender atem, ein schlag. sie waren mit einemmal alt und verwaist.

das haus umkreisen, während es stimmlos und stumm an der stelle blieb, ohne lid-schlag die gewohnten vorhänge schürzte. es schützte bewohntsein vor, knipste ein licht an in der nacht, sammelte leere um stühle und tisch. man konnte sie sehen von außen und spüren, kalt im weichen sommer, am abend, im raumdunkel morgens.

die bank, das vierbeinige tier. die lastenden körper noch spürbar, dumpfe, noch lebende wärme und modulierte stimmenfarben darüber. lachen, brüchige sprache, zeit und leben, ein gewebe aus leben und zeit.

als einst die sonne wanderte. vom frühen osten hinüber in kraftröte und samtene schlaf und die fenster ihre freiheit verströmten, weit offen, aus dem runden laufen der uhr der kuckuck kurze tonschnellen zauberte in die maße von tagen und nacht ... durch den spalt der kleinen, vergessenen tür noch immer – eingesponnen in den kokon scheinbar angehaltener zeit ...

bald zu verkaufen ...

Kurt F. Svatek

Eine falsche Seite

Die Artikel der Times hatten abseits der Politik Waldbrände in Spanien, das seltsame Verhalten britischer Prinzen, die viel zu lange Trockenheit in England oder einen Taifun im pazifischen Raum zum Thema. Es war nicht einmal noch August, also Ferienzeit.

Der zuständige Abteilungsleiter des noblen Kaufhauses »Harrods« in London musste in seinem Kalender allerdings eine falsche Seite aufgeschlagen haben. So sah es zumindest für den unbedarften Besucher aus.

Zu dem Lied von Bing Crosby »Let it snow« rieselte künstlicher Schnee von der Decke. Freundliche, rot angezogene Männer mit weißen Rauschebärten patrouillierten durch die einzelnen Abteilungen. Vor den Schaufenstern auf der Straße ging so ein Santa Claus mangels Elchen in Großbritannien mit einem Zebra auf und ab. So unpraktisch ist das auch gar nicht, hat es doch schon eine beträchtliche Portion Weiß in seinem Fell. Zusätzlicher Schnee kann derart eingespart werden. Und das ist in Zeiten enormen Kostendrucks ein gewichtiges Argument.

Harrods hatte soeben mit dem Weihnachtsgeschäft begonnen. »Für die Touristen in London ist die Weihnachtsdekoration doch ein schönes Geschenk«, begründete die Geschäftsführung den Frühstart in den Weihnachtsverkauf.

Das Casting für die Weihnachtsmänner muss also schon im Mai oder Juni stattgefunden haben. Denn ganz ohne Auswahl geht es auch hier nicht. Gibt es doch wenige geborene Weihnachtsmänner. Genau genommen existieren nur in den USA drei Orte, die sich Santa Claus nennen. Ihre Bewohner sollten natürlich, falls sie sich bewerben würden, bei der Anstellung bevorzugt werden. Denn es geht doch nichts über eine natürliche Autorität in seinem Job. Für so manchen anderen Santa Claus führt der Weg zu seiner Berufung oft nur über entsprechende Kurse und Seminare. Psychologie, Erziehungswissenschaft, Sprachtraining, alles ist nötig. Stellen Sie sich nur einen Weihnachtsmann mit mangelndem Einfühlungsvermögen oder mit Slang vor. Da merkt doch jedes Kind, dass der nicht hoch vom Himmel kommen kann.

Da ist es oft leichter, amerikanischer Präsident zu werden als Santa Claus bei Harrods. Doch trotz all dem Geschäftsrausch, dem verbissenen Kampf um jeden Euro und jedes Pfund, möge eine Frage Goethes versöhnlich stimmen:

»Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Weiten, wenn sich nicht zuletzt unbewusst ein glücklicher Mensch seines Daseins erfreut.«

Johannes Diethart

Barbara, bitte zahlen!

„Die Phantasie ist der einzige bewohnbare Platz auf der Welt, an dem ich's noch aushalt“, sagt der Franz, wie er teilnahmslos im Rollstuhl sitzt und gebannt ins Narrenkastl schaut. In ferne Fernen. Dorthin, wo die unzählbaren Galaxien daheim sind. Die ihm in ihrer unbezähmbaren Unendlichkeit seine kaputten Synapsen nicht reparieren können. Und auch nicht wollen.

Rollstuhlidylle.

„Das ist nur deine Krankheit, Franz. Sei froh, daß d' da daheim bist bei mir und dein gutes Papperl hast. Das Universum ist dir auch noch nicht auf den Kopf g'fallen! Und ich wisch dir dafür jeden Tag's Popscherl aus.

Sei doch froh, daß d' noch lebst und einmal in der Wochen ins Kaffeehaus gehn kannst. Gehn ist gut. Ich führ dich ja eh hin. Im Rollstuhl. Auch wenn's mit dir und für dich und mich jedes Mal eine halbe Weltreis is vom Wachtberg hinunter in die Kremser Altstadt. Und sei froh, daß d' jetzt den ganzen Tag ohne lästige Störungen aus dem Fenster schau kannst. Ohne einen Psychopathen als Scheff!

Da kannst jetzt in Ruhe deine Reisen machen bis in die fernsten Fernen. Zumindest bis ans Ende unserer eigenen Galaxie. Damits d' dich nicht im Weltall verlierst und aus der Zeit fallst.

Beruhig dich also: Du willst ja nicht mehr ins Heim, gell?“

„Nein, Mama! Ganz sicher nicht! Da fress' ich lieber einen Besen! — Mama, weißt eigentlich, daß in der Höll alle gleich sind?“

„Wie meinst denn das, Franz? Schön langsam fürcht ich mich, wens d' so redst. Soll ich den Doktor holen — oder lieber doch den Herrn Pfarrer?“

„Nein, Mama! Die können mir auch nicht mehr helfen, so wie's ausschaut in mir! Der Pfarrer am allerwenigsten. Weil der tät mir sicherlich nicht den Arsch auswischn, wenn der Schuß einmal nach hinten losgeht! Und zum Erben gibt's bei mir ja auch nix für die Kirchen!

Ich weiß ja schon längst, daß ich verdammt bin in alle Ewigkeit. Aber die Höll is wenigstens der einzige Ort, an dem die Demokratie zu 100% umg'setzt is. Da steht jeder bis zum Hals in sein eignen Dreck. Ohne Ansehn der Person. Keine Seilschaften, keine Amigos. Sogar Nero, Hitler und Stalin müssen kuschen. Gaddafi sowieso. Is das nicht schön?“

„Sag nicht so grausliche Sachen, Franz! — Schau doch noch ein bißl aus dem Fenster! Die Sonn scheint so schön an diesem Nachmittag. Schau Dir nur d' fröhlichen Menschen an da unten auf der Gassen. Auch ein paar hübsche Fraun sind dabei. Die Kinder sind ganz aus dem Häus! Alle freuen sich. D' Hund sowieso.“

„Ja, Mama, ich freu mich ja, wenn ich eine schöne Frau mit einem schönen Popscherl und einem ordentlichen Vorbau seh. Wenigstens aus der Fern.“

Ich glaub, ich bin schon in der Vorhöll ankommen. Weil du nix mehr von mir wissen willst. Nur der schmale Blick ausn Fenster kann mich noch retten.“

„Furchtbar, dein Gefühlsgewusel, Franz. Die müssen ja Gehirnwäsch mit dir betrieben haben in der Anstalt.

Du weißt doch, daß d' immer noch mein Schatzibutzi bist! Aber ich schau halt nimmer so aus wie ein junges Pupperl. Auch du bist ja nicht unbedingt mehr so fesch wie ein rescher Hutschenschleuderer.

Wir sind halt schon ein paar altgediente Ehekrüppel.“

„Schlickerschlacke, Hobelbank, unser Frosch is liebeskrank.“

„Ja, sing nur, Franz! Dann kannst wieder auf Reisen gehn in deiner Phantasie.“

„Wo soll's denn diesmal hingehn, Mama?

Wir könnten ein paar Tag auf Sommerfrisch nach Maria Tschelatterdorf fahren oder auf Kur nach St. Waschelbad an der Pritschel.“

„Du bist richtig witzig heut, Mama. Ja, fahr ma!

Und ich freu mich schon aufs Kaffeehaus morgen, Mama. Ich werd einen großen Braunen trinken und Zeitung lesen. Du kannst inzwischen auf den Bauernmarkt gehn am Dreifaltigkeitsplatz.“

„Ja, Franz.“

„Da, schau, Mama. D' Sonn geht langsam unter. Mach noch einmal das Fenster weit auf. Mir bleibt nimmer viel Zeit. Ich möcht die letzten Strahlen genießen.“

„Ja, Franz. Morgen is auch noch ein Tag. Dein Kaffeehaustag! Dein Ausgetag! Und, keine Angst: Ich werd das Fenster nicht zunageln. Das sag ich nur, wenn du mich manchmal ärgerst. Du mußt ja immer hinauschaun können in d' Welt und dich freun an den kleinen Dingen.“

„Ja, Mama. Das Fenster is mein Blick ins Paradies.“

* * *

„Mein neuen Hut will ich aufsetzen, Mama, wenn ich ins Kaffeehaus geh. Damit d' Leut' sehn, was für ein fescher Kampl ich bin. Hahaha!“

„Freut mich für dich, Franz, daß jedes Mal deine Lebensgeister erwachen, wenn's ins Kaffeehaus geht.“

„Ja, Mama.“

Der Blick in den Ausschnitt der Kellnerin, der Barbara, öffnet ihm einen weiteren Spalt ins Paradies. Er spürt, wie er lange Zähne bekommt und ihm die Sehnsucht nach einem griffigen Frauenzimmer die Gurgel abdrückt.

„Barbara, noch einen Kognak zum Drüberstreun!“

„Ja, Herr Franz!“

Die süße Verführung stellt das Glas vor ihm hin.

„Prost, Herr Franz! Hamma heut Ausgang?“

„Ja, Barbara. Ausgang.“

„Freut mich, Herr Franz! Kommen S' a bißl unter d' Leut'!“

„Ja, Barbara.“

Wie oft kann ein Herz eigentlich stehnbleiben? Denkt der Franz, wie ihm sein gieriger Blick in den Ausschnitt der Kellnerin 's Herz abdrückt. Das Lächeln der Kellnerin ihm Stiche versetzt, denen er nicht ausweichen kann.

Die hungrigen Blicke der übrigen Männer im Lokal hängen ebenfalls gebannt an der Kellnerin. Die weiß diese Blicke zu schätzen. Is gut für's G'schäft und gut für's Trinkgeld. Kostet nix und bringt was.

Der Blick aus dem Fenster wird ihm wieder eiskalt zeigen, was ihm vom und fürs Leben blieben is.

Ein Rest Leben, das sich heimlich zu ihm hereinschleicht. Und ihn mit Stoff für seine Phantasie versorgt.

„Barbara, bitte zahlen!“

„Ja, Herr Franz.“

Wie die Barbara vor dem Herrn Franz steht und die Hand nach dem Geld ausstreckt, läßt er wie zufällig ein paar Münzen fallen. Das Gebirge im Ausschnitt der Barbara wogt auf und nieder, wie sie sich niederbeugt, die Münzen aufklaubt und ihm dabei kostenfrei Einblick gewährt in ihre Wunderwelt: Uneingelöstes Verlangen. Vergeblicher Aufruhr hinter Gitterstäben. Mir geht's wie dem Panther im Käfig, denkt der Franz. Grad, daß es ihm keine Tränen in d' Augen treibt ...

„Die Phantasie ist der einzige bewohnbare Platz auf der Welt, an dem ich's noch aushalt“, wird der Franz denken, wenn er daheim wieder im Rollstuhl sitzen und an seiner Alten vorbei gebannt ins Narrenkastl schau'n wird. In eine ferne Ferne. Und nicht in den wogenden Ausschnitt der Barbara und auf Ihren appetitlichen Hintern.

Rollstuhlidylle.

„Da bin ich wieder Franz! Die g'selchtn Schafswürstl hamma s heut' auch g'habt.“

„Bravo, Mama!“

„Hast schon zahlt?“

„Ja, Mama.“

„War's schön, Franz?“

„Ja, Mama. Sie war wunderschön!“



(Kugelschreiber???)

Sylvia Zwettler-Otte

Die Zeitschaukel

Wie ein kleines Kind sollte sie ein Mittagsschläfchen halten? Bloß wegen einer leichten Grippe, die ohnehin schon überstanden war? Verstimmt lag sie in der Hängematte. Die anderen saßen weit weg im Garten, und man konnte kaum hören, wie sie sich unterhielten. Was würde sie nun alles versäumen? Sie zerrte an ihrem Gürtel, mit dem sie ihre zu weit gewordenen Jeans zusammenhielt. Endlich konnte sie ihn durch die letzte Schlaufe ziehen. Sie schlang ihn mühsam um die nächste Eisenstange des großen Ständers, der die Hängematte schweben ließ, schloss die Schnalle wieder und zog sich mit dem Gürtel fest zur Stange. Sie würde nicht schlafen, sondern schaukeln, kräftig – hin und her. Wie lustig, abwechselnd ein Stück Himmel und den Rasen im Blickfeld zu haben, je nachdem, ob man von der Hängematte gerade hinauf- oder hinuntergetragen wurde. Der Triumph dauerte allerdings nur einige lustvolle Schwingungen, dann erschlaffte ihre Hand. Sie hätte einen leisen Motor gebraucht, der die Hängematte für sie weiterbewegen würde, wenn sie entspannt zwischen Himmel und Erde schaukelte. Nur mehr langsam schien sich nun vor ihren Augen die Eisenstange von links nach rechts und wieder zurück zu bewegen – einschläfernd und hypnotisierend wie ein Metronom.

Wie eine alte Frau, so kraftlos kam sie sich vor, als sie versuchte, ihren Wagen, der im Kartoffelacker gelandet war, wieder auf die Straße zu schieben. Endlich kam ein Bauer vorbei und half ihr. Doch auch zu zweit war es schwierig. Immer wieder rollte der Wagen zurück – hin und her, hin – und dann doch wieder her. Es kam ihr vor, als stemmte er sich gegen sie, als hätte er panische Angst, in eine Tiefe zu stürzen. Dabei sollte er doch nur auf den asphaltierten Güterweg zurück. Und so als hätte er nach etlichem Hin und Her seine Furcht überwunden, rollte er plötzlich mit Schwung aus der feuchten Erde zurück auf den festen Weg.

Am Beginn ihrer Schulzeit mochte es gewesen sein, als sie mit einem Spielgefährten um die Wette schaukelte. Wer käme höher hinauf? Wer von ihnen könnte vielleicht sogar mit den Füßen ein Blatt vom Baum reißen? Lange war sie fasziniert von exakt dem Moment, in dem ihrem Höhenflug von der Schwerkraft Einhalt geboten und sie zurückgeholt würde. Ein aufregendes Spiel mit den Grenzen. Sie wartete jedes Mal schon auf diesen Augenblick der Umkehr – und verlor die Wette. Da hörte sie auf, der Bewegung zu lauschen; sie fixierte das Ziel – und gewann.

Ihre zittrigen Hände kamen ihr fremd vor, als sie darauf starrte im Wartezimmer des Arztes. War es eine harmlose, vorübergehende Krankheit, oder vielleicht sogar nur eine Unpässlichkeit? Oder war es eine gefährliche Veränderung ihres Körpers, bösartig – ein Vorbote einer Katastrophe? Es war ihr recht, dass das Warten das Schwanken zwischen Hoffnung und Todesangst noch länger hinauszögerte. Befreiung und Neubeginn auf der einen Seite, qualvolle Einschränkung und Enteignung ihres Lebens und ihres Körpers auf der anderen Seite. Sollte sie einfach aufstehen und weggehen? Die Versuchung, am Schaukeln zwischen den Extremen festzuhalten, beinhaltete eine tröstliche Notlösung: sie hatte wenigstens die Macht zu verhindern, dass eine Gefahr zur Gewissheit würde. Der Preis dafür war ein Anhalten der Angst.

Einmal, vor Jahren

– sie erinnerte sich genau – hatte sie mit Wanda, ihrer dunkelhäutigen Freundin, in einer fernen Stadt auf einem einsamen Spielplatz geschaukelt. Die alte Holzschaukel wirkte morsch, und doch war sie stabil. Damals schaukelte sie, bis es nicht mehr ihre angestregten Bewegungen waren, sondern der Rhythmus selbst sie erfasste und immer höher trug, bis sie vor Lebensfreude schrie.

„Es ist doch noch nicht aus“, dachte sie, und während sie von einem munteren Zivildienner mit atemberaubender Geschwindigkeit vom Aufwachraum ins Zimmer zurückgefahren wurde, kam Lebenslust auf, als wäre dies nun ein für allemal ein endgültiger Sieg. Wie herrlich war es doch, gehoben, getragen, hin und her bewegt und geschoben zu werden! Lauter Beweise, dass sie noch lebte. Vor dem Eingriff hatte sie daran weder richtig geglaubt noch wirklich daran gezweifelt.

Wie ein Prinz hatte der junge Mann ausgesehen, der sie überredete, noch einmal auf die Tanzfläche zu kommen. Nur diesen einen Walzer wollte er noch mit ihr tanzen, gerade weil sie schon so müde war und er sie in seinen Armen wiegen wollte. Zum Abschied. Denn morgen würde er wieder abreisen müssen, das hatte er ihr doch gesagt. Aber sie hatte es während der letzten Stunden beinahe vergessen. Er drückte ihre Hand so fest, dass es schmerzte.

Ganz langsam schien sich nun vor ihren Augen die Eisenstange von links nach rechts und wieder zurück zu bewegen. Nur ein bisschen veränderte sich das Blickfeld und gab einmal ein Stückchen mehr Himmel preis und dann wieder eine breitere Rasenfläche. Es war nicht nur die eingeschlafene Hand, die sie irritierte. Immer weiter breitete sich eine lähmende Angst aus. Sie hatte die Orientierung verloren und wusste nicht mehr, ob sie nun sieben oder siebzig Jahre alt war. Vielleicht hatte sie so wild geschaukelt, dass sie aus der Zeit gefallen war und ihr ganzes Leben versäumt hatte!

Karl Lubomirski

Leben

Dein
unscharfes Ja
dein
genaues Nein.

Wanderer

Müde warst du.
Kommst von so weit her;
und bist doch nur
durch dich gegangen.

Nur

ein Gebet weiter
ist schon
Gott.

Kurzbiographien

Sanja Abramović

Geboren 1982 in Karlovac / Kroatien, Studium der Germanistik und Slawistik in Wien, lebt seit 2007 im Burgenland und unterrichtet Deutsch und Kroatisch. 2004 dritter Platz beim Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“ 2009, „Das Kollektiv in der Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine diachrone Untersuchung zur Genese des postromantischen Kindheitsbildes“ VDM Verlag Saarbrücken.

Gerhard Altmann

Geboren 1966, lebt in Pöttsching / Burgenland, studierte Germanistik und Publizistik, verfasste seine Diplomarbeit über die burgenländische Dichterin Hertha Kräffner. Seit 2000 Pressesprecher der BEWAG.

Susanne Ayoub

Geboren 1956 in Bagdad, Irak. Lebt als freischaffende Autorin in Wien und NÖ. Studium der Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte, Philosophie, Dr. phil. Sendungsgestalterin, Dramaturgin, Regisseurin beim Österreichischen Rundfunk. Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit ist sie auch Filmemacherin. Zuletzt erschienen: Das Mädchen von Ravensbrück, Roman, Braumüller Literaturverlag Wien 2012.

Ilse Brem

Geboren in NÖ, lebt seit 1972 in Wien; schreibt Lyrik und Prosa, malt und zeichnet. Seit 1979 25 Buchveröffentlichungen, zuletzt „Unter einem fremden Himmel“. Gedichte wurden in 13, Erzählungen in 3 Sprachen übersetzt und publiziert. 1993 Lesereise in den USA; 2000 Lesereise in Russland. 1981 Theodor-Körner-Preis für Lyrik, 1994 Theodor-Körner-Preis für Prosa, 1996 Förderungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur. Mitglied des P.E.N.-Clubs und des ÖSV.

Elfriede Bruckmeier

Geboren 1940 in Wien, lebt in Eichgraben, NÖ. 20 Jahre freie Mitarbeiterin bei Kulturzeitschriften. Seit 1982 Essays, Lyrik und Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien. Referate, Katalogtexte und Kuratortätigkeit für Ausstellungen bildender Kunst. Zuletzt: Podium Porträt Band Nr. 52, 2010, „Stillness in Japan“ HAIKU und Photographien von Marielis Seyler, 2011.

Wolfgang Brunsch

Geboren 1948 in Würzburg/Bayern. Wissenschaftler (Ägyptologe-Demotist und Koptologe, Klassischer Philologe und Sprachwissenschaftler), Mitautor des „Demotischen Namenbuches“, ehem. Dozent für Ungarische Philologie und Vergleichende Literaturwissenschaft, literarischer Übersetzer und Lyriker. Zahlreiche wissenschaftliche und literarische Veröffentlichungen.

Manfred Chobot

Geboren 1947 in Wien. Von 1991 bis 2004 Herausgeber der Reihe „Lyrik aus Österreich“. Redakteur der Literaturzeitschrift „Podium“ (1992 bis 1999) und „Das Gedicht“ (1999 bis 2002). Zuletzt erschienen: Versuch den Blitz einzufangen, Roman (Limbus 2011); gefallen gefällt, Gedichte (2012); Lebenslänglich Wichtelgasse – Wiener Erkundungen (2012).

Dieter Ebel

Geboren 1927 in Berlin. Studierte dort Werbung und arbeitete 30 Jahre freiberuflich als Werbetexter. Auch Liedertexte und Beiträge für Funk, Fernsehen und Zeitungen. Ab 1976 Berufszauber-künstler. In dieser Zeit entstanden seine Pomponi-Gedichte, die 2006 als Buch erschienen: „Das erstaunliche Leben des Grossen Pomponi“ (Edition Huber, Offenbach).

Johannes Diethart

Geboren 1942 in Knittelfeld (Stmk.), lebt in Wösendorf / Wachau. Dr. phil. (Klassische Philologie, Byzantinistik). Zahlreiche Glossen und Artikel in Zeitungen, Literaturzeitschriften und Anthologien. 2011 erschienen zuletzt: das Aphorismenbändchen „Vergiß mein braves Gesicht!“ 2012, „Volle Bellkraft. Neue Satiren mit Hund“, eine Sammlung Kurzgeschichten 2013.

Etela Farkašová

Geboren 1943 in Levoca (Slowakei), lebt in Bratislava. Schriftstellerin, Philosophin, Dozentin an der Philosophischen Fakultät der Komenski-Universität in Bratislava. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Mitherausgeberin der Anthologie „Zbizovanie“ (Annäherung) zusammen mit Zdenka Becker. Ihre Texte wurden in mehrere Sprachen übersetzt, sie selbst übersetzt aus dem Deutschen und dem Englischen.

Klaus Haberl

Geboren 1957 in Wien. Seit 1983 Schauspieler und Regisseur am Theater, Dramatiker und Lyriker. Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung und der IG Autorinnen Autoren. Dramatikerstipendium des BMUKK 2000 für das Stück „Jugend und Engel“. 2001 Nestroy-Preis für die UA des Stückes „Hain“. 2010 Gedichtband „Ein Zimmer hinaus, in dem ich wohne“, edition lex liszt 12.

Liesbeth Haddad-Kirchl

Geboren in Wien, Studium der Orientalistik und Anglistik. Schon während der Schulzeit Veröffentlichungen von Lyrik, zwei Sendungen im Österr. Rundfunk. Drei Lyrikbände, ein Kinderbuch, Beiträge in Anthologien und Zeitschriften. Mitglied verschiedener Künstlervereinigungen, des Österr. Schriftstellerverbandes, des P.E.N.-Clubs.

Elfriede Haslehner

Geboren 1933 in Wien, schrieb mit 11, 14, 17 Jahren erste Gedichte, sang in Chören, malte. Frühe Heirat, drei Kinder. Studium der Philosophie, Abschluss mit Doktorat. 1971 erstes Buch „Spiegelgalerie“, seither 10 Gedichtbände, 1 Prosabuch, 1 Bändchen Haiku. War Mitbegründerin des Wiener Frauenverlages. Lebt in Wien und Gänserndorf.

Margarethe Herzele

Geboren in Kärnten, Akademische Malerin, Mag. art. Schriftstellerin. Lebt in Wien. Mit vier 1. Preisen abgeschlossenes Studium an der Akademie der Bildenden Künste. Arbeiten im Besitz internationaler Museen wie Albertina, Belvedere. Personalausstellungen in Wien, Rom, New York. Neun Buchveröffentlichungen. Mit Lyrik, Prosa und Illustrationen in vielen Sammelbänden des In- und Auslandes. Ihr letzter Roman „Chaos unter der Haut“ erschien 2012.

C. H. Huber

Geboren in Innsbruck, schreibt Lyrik, Prosa und Dramatik, gewann Preise für Lyrik und Prosa. eines ihrer Dramolette wurde am 1. Wiener Lesetheater mit Josef Hader aufgeführt, die Ausstellung ihrer Wartehäuschen-Fotos erfolgte im Dezember 2010 in der Turmbund-Galerie Innsbruck. Ihr neuestes Buch Fortschreibung erschien 2013.

Herbert Jan Janschka

Geboren 1960 in Mödling, erste Veröffentlichungen 1977. Mehrere Gedichtbände, ein Erzählband, zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien im In- und Ausland. War u. a. Bürgermeister in Wr. Neudorf. Vorstandsmitglied d. Österreichischen Schriftstellerverbandes. Zuletzt erschienen: Hörbuch „Dort mein Freund, dort will ich hin ...“

Hahnrei Wolf Käfer

Geboren 1948 in Wien. Nach zwei Jahren Lehrtätigkeit in Japan wieder in Wien, freischaffender Schriftsteller, Beirat im Ersten Wiener Lesetheater, Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren. Letzte Buchpublikationen: „Sicher kein Wunder – Senryus von einem, der Vater wurde“ (edition milo), Kleine Tiere (Kurzgeschichten, Verlag Der Apfel) „Der alte Mann und das Niemehr“ (Roman, Arovell).

Eva Kittelmann

Geboren in Wien, studierte Theaterwissenschaft und Publizistik. Schauspielerin. Die Lebensarbeit 1954–1992 im Verlagswesen. Schreibt Lyrik, Prosa, Essays. Zahlreiche Lesungen. Veröffentlichte Almanache, 4 Lyrikbände, 2 CDs, 2009 den Roman „Die Aufgabe“, 2012 „Die Quadratur“ der Verse. Derzeit Generalsekretärin des VKSÖ.

Klaus Knoll

Geboren in Lenzing/OÖ, Studien: Germanistik und Publizistik, Doktorat. 1982 Literaturförderpreis und Stipendium des Landes OÖ. 1993–1997 Uni-Lektorat in Japan. Seit 1990 zahlreiche Ausstellungen im Bereich Bildende Kunst. Ab 2007 Gastprofessor für Fotografie an der Universität von Hawaii. Seit 2008 Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Klara Köttner-Benigni

Geboren 1928 in Wien. Studien: Psychologie, Heilpädagogik, Soziologie in Wien. Seit 1950 enge Kontakte zum Burgenland, lebt in Eisenstadt. Kulturpublizistin. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Herausgabe von Anthologien. Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich, Ehrenmedaille des Slowakischen Schriftstellervereins.

Rudolf Kraus

Geboren 1961 in Wiener Neustadt (NÖ.). Lebt als Schriftsteller und Bibliothekar in Wien und Bad Fischau-Brunn. Zehn Gedichtbücher, zwei Prosabücher, ein Lesebuch und zwei Bücher mit Literaturkritik bzw. Fachliteratur. Aktuell: „ein ende ist nicht abzusehen“ (Verlagshaus Hernalis, Mai 2013).

Hilde Langthaler

Geboren in Graz. Medizinstudium (Dr.) in Wien und Graz. Lebte einige Jahre in Afrika. Theaterstücke in Österreich und auf ausländischen Bühnen, Fernsehfilm im ORF, mehrere Prosabände, zuletzt erschienen: „p-attacke“, Kurzgeschichten. Edition Roesner, Mödling 2010.

Gregor M. Lepka

Geboren 1936 in Salzburg, 1956–1961 Aufenthalt in Neuseeland, lebt nun in Thalheim bei Wels. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Ausgewählte Gedichte“, (Podium, Wien 2011), „An der Zeit vorbei“, (mitter Verlag Wels 2011), „Der Auswanderer“, (Erzählung, edition linz, Bibliothek der Provinz, Linz 2012).

Heide Loisel

Geboren in Schlesien, Jugend in der DDR, lebt seit 1968 in Österreich. Physiotherapeutin. 1996 Lyrikband Mein Schneckenhaus, 2011 Gedichte und Zeichnungen IN SCHWEBE. Beiträge in Zeitschriften und Anthologien. Vertonungen. Lyrik-Anerkennungspreis 2012.

Karl Lubomirski

Geboren 1939 in Tirol. Bekannt durch zehn deutsche Lyrikbände und deren Übersetzung sowie Veröffentlichungen in mehreren Sprachen, weiters durch seine Erzählungen „Bagatellen“, das Michael-Pacher-Oratorium im Auftrag der Stadt Bruneck, die Erler Passion 2008, Theaterstücke, Märchen, Aphorismen und die Kosmogonie „Menschen-Opfer“ (CD). Seit 1962 für österreichische und deutsche Unternehmen in Italien tätig, lebt in Italien.

Brigitte Meissel

Geboren 1936, war verheiratet mit dem Schriftsteller Wilhelm Meissel, lebt in Wien. Die Bibliothekarin und Autorin ist spezialisiert auf Kinder/Jugend-Literatur. Begründete 1984 gemeinsam mit ihrem Mann ein Schulprojekt beim Volk der El Molo in Kenia und arbeitet bis heute sehr engagiert dafür. Sie besucht jährlich diese Schule und unterrichtet (z. B. Menschenrechte, Genitalverstümmelung) auch an der El Molo Bay Primary-Schule.

Walther Menhardt

Geboren in Wien, Studium der Theoretisch-Physik in Wien, USA und in Göttingen. Teilstudium an der Filmakademie Wien, Assistent an der Univ. Wien und am Max-Planck-Institut f. Physik in München. Industrielle Tätigkeit. 2010 erschien der Roman „Die Gegenwart Uhlings“. Essays. Noch unveröffentlicht ein Roman in englischer Sprache, „Cascades“, und ein Roman „Steinzeit“, in dem versucht wird darzustellen, aus welcher Zeit die Gefühle und Wünsche stammen, mit denen wir heute am Lenkrad und am Computer sitzen.

Annemarie Moser

Geboren 1941 in Wiener Neustadt/NÖ, wo sie als Schriftstellerin lebt. Romane, Gedichtbände, Erzählungen. Zahlreiche Preise. Jüngste Buchveröffentlichungen: „hörst du die Nacht“, Gedichte, mit 10 Stahlmonotypien von Robert Hammerstiel, 2011, Literaturedition Niederösterreich; „Jean de la Fontaine“, Fabeln neu erzählt, edition koenigstein 2011.

Susanne Moser-Zweymüller

Geboren in Wien. Diplom für Textildesign, langjährige Tätigkeit als Direktionssekretärin am Rektorat der Universität Wien und am Kunsthistorischen Universitätsinstitut. Veröffentlichung zahlreicher Lyrikbände: 2009 „Die Himmel sind offen“, 2012 „Spuren des Lichts“. Mitglied des P.E.N.-Clubs und des Österreichischen Schriftstellerverbandes.

Robert Müller

Geboren 1943 in Wien. Gelernter Eisenwarenhändler, nach der Externisten-Matura Werbekaufmann und EDV-Sachbearbeiter. 2003 Übersiedlung ins Weinviertel (Niederösterreich), seit 2011 Mag. phil. (Volkskunde). Schüler von H. C. Artmann, Kalender im Eigenverlag, Beiträge in Literaturzeitschriften, „NÖ-schön gestalten“ und der Anthologie „abseits“ von OKAPI, Schwerin.

Helmuth A. Niederle

Geboren 1949 in Wien, Autor, Übersetzer, Herausgeber, Präsident des Österreichischen P.E.N.-Clubs. Zuletzt erschienen: „Ausgewählte Gedichte“ Podium Porträt, 2009; „Von der Freiheit des Schreibens. Anthologie verfolgt Autorinnen und Autoren“ Hg, 2011; „Easterine Iralu: Khnomna. Erinnerungen an ein Dorf der Naga.“ Roman. Übersetzung, 2011.

Ines Oppitz

Geboren in Wels, Matura, arbeitete sechs Jahre als Lehrerin an Pflichtschulen. Studium der Neueren Deutschen Literatur, Philosophie und Psychologie und der Literaturpädagogik in Hagen und Wien. 5 Buchpublikationen, zuletzt „ein schwebendes verfahren“, Lyrik, Februar 2013, Verlag arovell. Veröffentlichungen in zahlreichen Literaturzeitschriften und im ORF.

Helmut Pacholik

Geboren in Wien, lebt seit 1939 im Marchfeld (Gänserndorf). Neben seinem Beruf als Techniker widmete er sich schon früh der Erhaltung des Lebensraumes Marchfeld. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Hauptwerk: „Schatten über dem Land“, 1976, und „Ich wollte Dir von Liebe erzählen“. Mehrere Literaturpreise und Auszeichnungen. Zuletzt erschienen: „Zeitenwende. Marchfeldschicksal 1944–1955“, 2010 und „Eine Flussfahrt an der toten – heute offenen Grenze. Meine Begegnung mit dem Tolstolob“, 2013.

Ilse Pauls

Geboren 1941 in Wien. Erste Gedichte mit 15 Jahren. Künstlerische Ausbildung bei Prof. Matějka-Felden und Prof. Winter. Aquarellkurse bei Edda Mally, Kokoschkaschülerin. 1975 literarischer Neubeginn mit religiöser Lyrik. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Stille Stunden“, Aquarelle und Gedichte 2001, „Auf dem Weg, Gebete und Gedichte“ 2005, „Geschenkte Stunden“, Gedichte 2007. Übersetzungen und Vertonungen einzelner Gedichte,

Brigitte Pixner

Dr. jur. Wienerin. Schreibt Lyrik und Prosa. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a. im ORF, in Zeitungen und Anthologien (z. B. bei Heyne, Rowohlt, Suhrkamp). Lange Jahre Mitherausgeberin der Zeitschrift „Bakschisch“. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt erschienen: „Roter Schrei Leben“, Erzählungen 2009, „Die Maschinenpredigt“, Roman, 2010.

Karl Plepelits

Geboren 1940 in Wien. Studierte Klassische Philologie, Alte Geschichte und Anglistik, unterrichtete Latein, Griechisch, Englisch und Deutsch (1963–1970). Arbeitete im Bereich der Altertumswissenschaft und Byzantinistik, verfasste zahlreiche Beiträge zu wissenschaftlichen Werken und war als Übersetzer tätig. Zahlreiche literarische Veröffentlichungen, zuletzt 2013: „Was der Liebesgott verbunden hat“ und „Geliebter Gottesmann“.

Otto Hans Ressler

Geboren 1948 in Knittelfeld. Er war in leitender Funktion im Grazer und Wiener Dorotheum tätig, ist gerichtlich beeideter Kunstsachverständiger und gründete mit mehreren Partnern 1993 das „Auktionshaus im Kinsky“ in Wien. Schreibt Prosa, mehrere Veröffentlichungen, zuletzt „Das Mädchen mit dem Hut“ (2010) und „Die Gerechtigkeit der Hölle“ (2013).

Christa Scheiwein

Geboren in Wien, lebt in Perchtoldsdorf. Studium der Pharmazie. Schreibt seit ihrer Pensionierung vermehrt Gedichte und Kurzprosa. Einige Gedichte wurden von P. Katt vertont. 1997 Monographie über den Maler E. Beischläger. 2005 Gedichtband „Einsichten“. Beiträge in Literaturzeitschriften. Mitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes.

Roswitha Schmit

Geboren 1952 in St. Pölten, Würth Literaturpreis (Univ. Tübingen) 2008, Lyrikband Spiegelkabinett, Lyrik und Kurzprosa in diversen Anthologien, vier Moldaureisen, Arbeit an dem Projekt „Gesichter Moldawiens“, daneben ist sie in der Erwachsenenbildung und als Textilkünstlerin tätig.

Hilde Schmölzer

Geboren 1937 in OÖ. Staatslehranstalt für Photographie in München und Studium der Publizistik und Kunstgeschichte in Wien. 20 Jahre freiberufliche Journalistin und Fotografin für deutsche und österr. Zeitungen und Zeitschriften. Seit 1990 als Autorin tätig, Schwerpunkt Frauengeschichte und Frauenbiographien. Zuletzt: „Frauenliebe“ 2009, „Podium Porträt“, Gedichte 2012. 2008 Verleihung des Berufstitels „Professorin“.

Erich Sedlak

Lebt in Wiener Neustadt; schrieb 21 Bücher, zuletzt: 2010: „Alles nur Gerüchte?“ (Hörbuch); 2011: „Thomas und der Club der Kristallhöhle“ (Jugendkrimi); Drehbücher, Bühnenstücke, Hörspiele, zahlreiche Literaturpreise; Mitglied: P.E.N., podium, OeSV, IG AutorInnen; Präsident des NÖ P.E.N.-Clubs.

Franz Sefelin

Geboren 1940 in Wien. Humanistisches Gymnasium, Jusstudium. Beamter im Bauten-, dann im Wirtschaftsministerium, seit 1999 in Pension. Verheiratet, zwei Kinder. Schreibt seit seiner Jugend – in erster Linie für sich selbst – Gedichte und kürzere Prosatexte. Keine nennenswerten Veröffentlichungen.

Edith Sommer

Geboren in Wien; lebt in Wien und Nizza. Studien: Germanistik und Philologie, Dr. phil. Staatsbibliothekarin (Österreichische Nationalbibliothek). 20 Lyrikbände, zuletzt: „*Wolken und Meditationen*“ 2012, Kurzprosa, Jugendbücher, Hörspiele; zahlreiche Preise, 1995 Goldenes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Mitgliedschaften: u. a. P.E.N.-Club, OeSV.

Martin Stankowski

Jahrgang 1950, lebt in St. Margarethen (Schweiz) und in St. Florian bei Linz. Universitäre Lehre und Praktische Denkmalpflege, seit 1996 Altbau- und Kulturberatung. Zahlreiche wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Aufsätze, Kunstführer und Bücher. Intensives literarisches Schaffen seit etwa 5 Jahren, darunter ein Roman: „*Die geöffnete Tür*“, Linz 2010.

Michael Stradal

Geboren 1942 in Wien, Diplomkaufmann, lebt in Maria Enzersdorf. Schreibt Kurzgeschichten, Krimis, phantastische Novellen über berühmte Musiker, in denen er Historisches mit Udenkbarem oder Absurdem verbindet, deren Ausgang in Erstaunen versetzen soll. Zuletzt: „*Punti Verdi*“, phantastische Novelle, Mödling 2011, „*Petri Heil*“, Kriminalroman, Mödling 2012.

Kurt F. Svatek

Geboren 1949 in Wien. Der mittlerweile pensionierte Schulrat hat bisher 50 Bücher herausgegeben: (Lyrik, ein Roman, Erzählungen und Essays, einige sprachwissenschaftliche Arbeiten und ein Schulbuch. Er erhielt für seine Lyrik eine große Anzahl von internationalen Preisen und Auszeichnungen; seine Gedichte wurden auch in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Ilse Tielsch (auch Tielsch-Felzmann)

Geboren in Mähren. Lebt in Wien und Niederösterreich. Studium der Zeitungswissenschaft an der Universität Wien, (Dr. phil.). Nach zahlreichen Versuchen, durch Brotarbeit zu überleben, seit 1964 freie Schriftstellerin. 1990 bis 1999 Vizepräsidentin des Österreichischen P.E.N.-Clubs. Bisher 23 Buchpublikationen, Lyrik und Prosa. Zuletzt: „*Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt*“, Gedichte 2012; „*Unterwegs*“, Erzählungen, 2009.

Christa Maria Till

Geboren 1946 in Wien, Studium der Germanistik und Romanistik in Wien und Zürich. Lebt in Zürich als Sprachlehrerin und Schriftstellerin. Reisen nach Amerika, Südafrika, La Réunion. Reisetagebücher, Prosa, zuletzt „*Die Tante, die Nichte und eine Schriftstellerin*“ (2008) und „*Als mein Onkel dem Freiherrn von Eichendorff die Hand schüttelte*“ (2012).

Monika Vasik

Geboren 1960 in Wien, Medizinstudium; Lyrikerin, auch Kurzprosa, Lise Meitner Literaturpreis 2003. Buchveröffentlichungen: „*nah.auf.stellung*“ Gedichte, Verlagshaus Hernalds, Wien 2011, „*zwei.hautnah*“ Liebesgedichte, Verlagshaus Hernalds, Wien 2012.

Christine Vetter

Geboren 1959, lebt und arbeitet in Wien. Studium der Anglistik und Romanistik, danach Unterrichtstätigkeit und Ausflüge in den Journalismus. Im Mai 2011 erschien ihr Gedichtband „*schläfst du auch mit dem Herz in Händen?*“ beim Athena-Verlag, Deutschland.

Lennart von Corvey

Geboren in Dortmund, gewann im Alter von sechs Jahren einen Preis bei einem Malwettbewerb einer ortsansässigen Brauerei. Später entwarf er Logos und Wimpel für Vereine und kleinere Unternehmen. Er studierte Wirtschaftswissenschaften mit dem Abschluss Diplom-Volkswirt. Daneben ist er sich und der Kunst stets treu geblieben. Zu seinen Vorbildern zählen Maler wie Jan van Eyck, Caspar David Friedrich und Carl Spitzweg.

Josef Wagner

Geboren in Wien, Piaristengymnasium, Studium der „*Theoretischen Physik*“ mit Mathematik und Teilstudium Volkswirtschaft an der Universität Wien; lebt nach Tätigkeiten als Physiker und in der Wirtschaft einen Großteil der Zeit in Bukarest, Universitätslektor (Wirtschaft) an rumänischen Universitäten; freier Schriftsteller.

Alfred Warnes

Geboren 1936 in Korneuburg. Dr. jur., war Verwaltungsjurist bei der Stadt Wien. Seit 1955 Lyrikpublikationen. Buchrezensent bei der Wiener Zeitung. Von 2001 bis 2009 Präsident des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes. Zahlreiche Auszeichnungen, 2011 Verleihung des Berufstitels „*Professor*“. Zuletzt erschienen: „*Ortsfestes Hoch-Tief*“, Gedichte, Edition Thurnhof, Horn 2007.

Sylvia Zwettler-Otte

Psychoanalytikerin und Autorin. Wien. Studium der Altphilologie und Germanistik. Vorsitzende der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung von 2000–2004. In Wien in freier Praxis als Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin tätig.

Impressum

Literarisches Österreich
Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes
ZVR 295943463

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichischer Schriftsteller/innenverband
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien
Telefon: 01/586 41 51
E-Mail: office@oesv.or.at
www.oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich:
Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall

Redaktion dieser Ausgabe:
Mag. Ewald Baringer, Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall, Mag.^a Julia Rafael,
Dr.ⁱⁿ Elisabeth Schawerda, Mag. Christian Teissl

Layout und Druck:
Druckerei Lischkar & Co. GmbH, Migazziplatz 4, 1120 Wien



